

KORRESPONDENZ

1324

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. September 2012

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung OSTDEUTSCHER KULTURRAT, Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter, Telefon 02223/9066011/-2, Fax -8, E-mail: georgaescht@arcor.de, Internet: www.kulturportal-west-ost.eu · Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich) · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Beleg-exemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 7452047, Fax 7453066, E-mail: prepress@westkreuz.de, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Reife gebrannte Kinder

Heimatvertriebene als Träger europäischen Gemeinsinns und politischer Vernunft 3

Jetzt muß nur noch gearbeitet werden

Konzeption für die Arbeit der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung 7

Arbeiter am Annaberg des Herrn

Erzbischof Alfons Nossol ist 80 8

Carsten Eichenberger

Archäologene Architektur

Sonderausstellung über Karl Ludwig von Zanth, den Architekten der Wilhelma 9

Getrennt leben, vereint baden

Ostseebäder waren „transnational“, wie in Ellingen zu erleben ist 11

Dietmar Stutzer

Gasförmige Hoffnung

Immerhin fest in Schiefer gebunden: polnische Energiepläne 16

Ein-Tracht

Stimmung beim Sommer- und Stiftungsfest in Haus Schlesien 14

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Polen. Informationen zur politischen Bildung (*Stephan Kaiser*) 16

Heumann: Hans-Dietrich Genscher (*Norbert Matern*) 17

Scholz: Lyrik, polnisch und deutsch (*Albert Gnaedinger*) 18

Gündisch: Die Kinder von Michelsberg (*Edith Ottshofski*) 19

Digitalisierung pommerscher Presse (*Hans-Gerd Warmann*) 20

Spiegelungen. Zeitschrift für Südosteuropa 21

Literatur und Kunst

Markus Bauer

Es gibt auf der Welt viel mehr Zirkus als im Zirkus

Josef Hegenbarth in Regensburg geehrt 22

Ingeborg Szöllösi

„solange ich noch an mir beteiligt bin“

So lange dürfen auch wir an Herta Müller beteiligt sein 24

Erika Kip

Die Nazis wollten sie nicht haben

Bilder verfehmter Künstler in Schloß Cappenberg 26

Franz Heinz

Die Ehrlichkeit des Bildes

Bei Reinhardt Schuster fordert sie unsere eigene heraus 27

Dieter Göllner

Wie geschaffen

So erschienen Gerhart Hauptmann und der Nobelpreis füreinander 29

KK-Notizbuch

31

Ein steigender Rappe ist fürs erste kein Symbol, doch sein schwarzes Steigen taucht die Menschen in verzagte Blässe – symbolisch. Was aber ist das für eine Hinterlassenschaft, für die sich der Clown/Manegearbeiter interessiert?

Josef Hegenbarth, Zirkus

Bild siehe Seite 22

Reife gebrannte Kinder

Aus eigenem Erleben heraus halten die Heimatvertriebenen stets europäischen Gemeinsinn und politische Vernunft hoch

Pünktlich im Vorfeld des Tages der Heimat („Die Zeit“ Nr. 28 vom 5. Juli 2012, Christ & Welt, S. 5) wird wieder einmal die Frage gestellt: „Zum Aussterben verurteilt?“, verbunden mit dem Hinweis „Der Bund der Vertriebenen hat weniger Mitglieder, als er behauptet.“ Nun ist die Rede vom „Aussterben“ der deutschen Heimatvertriebenen nicht sonderlich intelligent. Die Frage, ob diese dazu „verurteilt“ seien, dient zudem eher dem Sensationsinteresse der Leser als einer sachlichen Erörterung, denn die Verringerung einer begrenzten Bevölkerungsgruppe im Zeitablauf ist natürlich und hat nichts mit einer „Verurteilung“ zu tun.

Von den über 14 Millionen deutschen Heimatvertriebenen und Flüchtlingen 1944/45 kamen mehr als zwei Millionen schon auf ihren „erzwungenen Wegen“ in den Westen ums Leben. Von den verbliebenen etwa 12 Millionen Menschen, die in den 1950er und

1960er Jahren bei den jährlichen Tagen der Heimat und bei zahlreichen Heimattreffen vielfach und machtvoll drängend auf sich aufmerksam machten, haben mehr als 65 Jahre nach dem Krieg nur noch einige Hunderttausend überlebt und stehen in ihrer Mehrheit im achten oder neunten Lebensjahrzehnt. Man mag das beklagen oder – von Seiten unbelehrbarer Kritiker – erfreut bzw. hämisch zur Kenntnis nehmen, ändern läßt sich diese Entwicklung nicht.

Es hilft deswegen auch nicht weiter, Vergleiche mit Gewerkschaften oder politischen Parteien anzustellen. Diese haben völlig andere und je nach gesellschaftlicher Situation einmal positive, ein anderes Mal eher begrenzte Möglichkeiten, ihren Nachwuchs zu rekrutieren. Aber sie haben immer solche Möglichkeiten, der Bund der Vertriebenen und die ihm angeschlossenen Landsmannschaften und Landesverbände haben

Man darf mutmaßen, daß die staatsmännische Redehaltung des Regierenden Bürgermeisters Willy Brandt beim Tag der Heimat am 4. September 1960 auf der Berliner Waldbühne nicht schiere Demagogie war, denn er wußte auch damals, was galt und was es galt
Bild: Ullstein



diese Chancen nicht; zumindest wurden sie – falls es solche gab – in über sechs Jahrzehnten nur in überschaubarem Maße genutzt. Da hilft die formelhafte Beschwörung eines Übergangs von der Erlebnis- zur Bekenntnisgeneration auch nicht weiter. Diese Unterscheidung verschleiert nur das eigentliche Problem, weil beide Generationen unterschiedliche Voraussetzungen in das Gespräch einbringen und völlig verschiedene Zugänge zum Thema haben.

Dieses Thema ist die verlorene Heimat, die früher bei den jährlichen Tagen der Heimat in der Formulierung „Recht auf die Heimat“, heute als „Recht auf Heimat“, präsent war und ist. Längst hat sich der Inhalt dieser Formel verändert, und zwar nicht nur, weil sich die Zahl der Betroffenen verkleinert hat, sondern auch, weil diese selbst und die jüngere Generation mehrheitlich im Wandel der Jahrzehnte eine neue Sicht auf ihre Heimat gefunden haben. Das ist kaum zu bestreiten.

Niemand wollte je, das steht schon in der Charta der Heimatvertriebenen von 1950, die Heimat gewaltsam zurückgewinnen. Auch der Wunsch, auf Dauer in die Heimat zurückzukehren, schwand im Laufe der Jahre, weil sich die Lebensbedingungen im Westen stetig verbesserten, während sie dort bedauernswert schlecht waren und sich auch nach der epochalen Wende 1989/90 allenfalls marginal oder – wie in der Kaliningradsckaja Oblast – nur für eine Oberschicht spürbar besserten. Hinzu kamen der erkennbare Wandel der Mentalität der Menschen dort, ihre unbekannte Sprache und die fremden Gebräuche, ihre Religion und Kultur. Heute kommt der Besucher kaum mehr in eine „alte Heimat“, sondern in fremde Länder, in denen ihn allenfalls die Landschaft noch an früher erinnert, während junge Menschen, die Kinder und Enkel der Heimatvertriebenen, das Neue, das sie erleben, unbefangen und offen aufnehmen.

Um Zahlen kann es also nicht gehen. Die Diskussion über Mitgliederstärken führt in eine

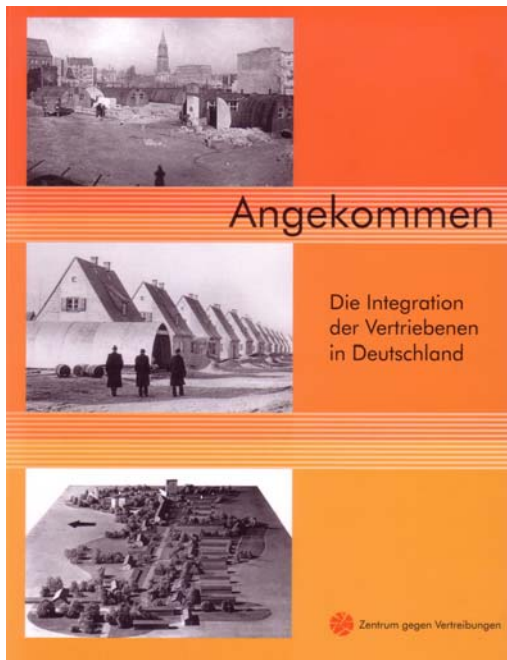
verhängnisvolle Sackgasse, denn über kurz oder lang ist diese Diskussion zu Ende. Die Verbände der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sind nicht deswegen wichtig, weil sie mitgliederstark sind – es ist gut, daß sie das über lange Zeit hinweg waren! –, sondern weil sie im Verlauf der vergangenen über sechzig Jahre immer mehr zu einer bedeutenden Bewegung für Menschenrechte, Frieden und Völkerverständigung geworden sind, die in Deutschland nicht ihresgleichen hat. Deswegen ist ihre öffentliche Unterstützung auf der Grundlage von Zahlen auch widersinnig. Es sind nicht die Zahlen, sondern der gemeinnützige Auftrag, den die Verbände im öffentlichen Interesse wahrnehmen, der einer angemessenen finanziellen Förderung bedarf. Außerdem ist die jetzt wieder erneuerte Forderung nach einem nationalen Gedenktag am 5. August mehr als berechtigt.

Es gibt keine ehrenamtliche Gemeinschaft in Deutschland, die so wie die Kreis- und Ortsgemeinschaften aus dem historischen deutschen Osten jahrzehntelang mit Hilfstansporten in die alte Heimat, mit ständigen Besuchen und Einladungen, über Partnerschaften, persönliche Verbindungen und Freundschaften, Kinder-, Schüler- und Studentenaustauschprogramme, Schulpatenschaften und Ferienlager, kulturelle und wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Museen und Universitäten, Mitwirkung bei kommunalen Aufbauprogrammen, Organisation von Tagungen, Konferenzen und Ausstellungen Friedensarbeit und Völkerverständigung in der Praxis geleistet haben – meistens ohne jede öffentliche Wahrnehmung und Unterstützung, ja nicht einmal mit medialer Würdigung, sondern mit persönlichem ehrenamtlichem Engagement, finanziert aus Spenden der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge für ihre Heimat. Das Recht auf Heimat hat sich schon seit langem in eine Selbstverpflichtung für die Heimat, für die Menschen, die heute dort wohnen, gewandelt – eine ganz außergewöhnliche, viel zu wenig gewürdigte Entwicklung!

Hier liegt die bis heute – außer hin und wieder in Sonntagsreden – öffentlich kaum wahrgenommene, geschweige denn gewürdigte Bedeutung der Vertriebenenverbände, die in der medialen Fehlsteuerung oft insgesamt als „Ewiggestrige“, „Unbelehrbare“ oder gar immer noch als „Revanchisten“ gebrandmarkt werden, obwohl es nur einzelne, selbst in Vertriebenenkreisen eindeutig isolierte Vertreter derartiger abstruser Geisteshaltungen gibt.

Tatsache ist vielmehr, daß gerade die Vertriebenen als die am stärksten von den Leiden des Krieges Geprägten als erste die Hand zur Versöhnung ausgestreckt und die Verbindung mit den von den Verbrechen des Hitler-Krieges tief verletzten östlichen Nachbarn in friedlicher Absicht aufgenommen haben. Umgekehrt wird den zu jahrelanger Zwangsarbeit verschleppten deutschen Frauen und Männern bis heute von Regierungsseite jede Unterstützung versagt.

Vieldeutig, doch ohne Fragezeichen: Katalog des Zentrums gegen Vertreibungen



Es ist Erika Steinbach zu verdanken, daß ein Grundgedanke der letzten Jahrzehnte, die weltweite „Ächtung von Vertreibungen“, in dem von ihr initiierten Projekt Zentrum gegen Vertreibungen bis 2016 im Berliner Deutschlandhaus Gestalt gewinnen wird. Zwar wird es bis dahin nur noch wenige Zeitzeugen geben, aber das Anliegen der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung hat Eingang in ein Bundesgesetz gefunden, ist damit Auftrag des ganzen deutschen Volkes und wird auch Bestand haben, wenn es keine deutschen Vertriebenen mehr gibt. Wie aktuell das Thema ist, zeigt ein Blick in die furchtbare tägliche Realität von weltweiten Vertreibungen und Fluchtbewegungen in allen Krisen- und Kriegsgebieten.

Die Bundesregierung hält in ihrem letzten Bericht zum § 96 BVFG vom 18. April 2012 ausdrücklich fest: „Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung der Deutschen soll im geschichtlichen Kontext des 20. Jahrhunderts – insbesondere des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs – und anderer Zwangsmigrationen auf dem europäischen Kontinent lebendig gehalten werden. Deshalb wurde (...) ein besonderer Akzent auf den Ausbau der ‚Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung‘ in Berlin gelegt. Mit ihrer Dokumentations-, Informations- und Erinnerungsarbeit soll sie nicht nur der Aufarbeitung von Flucht und Vertreibung der Deutschen dienen, sondern einen zukunftsweisenden Beitrag dazu leisten, dass Vertreibungen als Mittel der Politik nachhaltig geächtet werden.“ Mit ihrer Friedensarbeit leisten die Vertriebenen schon seit Jahren ihren Beitrag in diesem Sinne.

Das andere zentrale Thema, die bleibende Bedeutung der ostdeutschen Kultur, wurde schon vor mehr als einem halben Jahrhundert 1953 in das Bundesvertriebenen- und -flüchtlingsgesetz (BVFG) aufgenommen und über dessen Paragraphen 96 einer Förderung gewürdigt. Diese Aufgabe ist nach dem Gesetz von Bund und Ländern wahrzunehmen, eine Kooperation, die in einigen Ländern gut, in anderen gar nicht funktio-

niert, je nach politischer Einsicht in die Notwendigkeit der Aufgabe, abgesehen von der Kenntnis des Themas ostdeutsche Kultur, die versiegt. Auf Bundesebene obliegt die Förderung dem Bundesbeauftragten für Kultur und Medien (BKM), der die Arbeit über das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) koordinieren und kontrollieren läßt.

Anzuerkennen ist, daß es inzwischen eine Reihe institutionell geförderter Museen, Forschungsinstitute, Bibliotheken und anderer Einrichtungen bzw. Unterstützungsmaßnahmen gibt, zwischen denen auch eine vom Bund organisierte Koordination besteht. Die Bundesregierung berichtet alle zwei Jahre über diese Maßnahmen (s. o.). Einen Großteil der geleisteten Arbeit enthält der Bericht jedoch nicht.

Im Bereich der ostdeutschen Kultur wurde im Jahr 2000 aus politischen Gründen einer Reihe wichtiger Institutionen die institutionelle Förderung, also ihre Existenzgrundlage, entzogen. Das heißt aber nicht, daß diese Einrichtungen nicht mehr ihre Arbeit verrichten. Vielmehr arbeiten sie jetzt im we-

sentlichen auf ehrenamtlicher und auf Spendenbasis. Alle diese Einrichtungen hat der BKM nicht im Blick, es sei denn, sie versuchen, über komplizierte Antragsverfahren, die der Kontrolle des BKGE unterliegen, an Mittel für die Förderung einzelner ihrer Projekte heranzukommen – ein oft aussichtsloses Unterfangen.

Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Frage nach der Zahl der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge. Diese Fangfrage soll ablenken von der eigentlichen Frage nach dem Anliegen dieser Bevölkerungsgruppe und der Bedeutung des kulturellen und historischen Erbes, das sie vertritt. Nach der Gesetzeslage sollte längst das ganze deutsche Volk und das Ausland, also Europa, dieses Anliegen und Erbe mitvertreten und die Verantwortung dafür übernehmen. Dies ist leider bis heute noch lange nicht in angemessener Weise der Fall, trotz viel guten Willens und auch vereinzelter hochrangiger politischer Fürsprache. So bleibt noch viel zu tun, um diesem Ziel die ihm gebührende Stellung in der deutschen und europäischen Politik einzuräumen.

Klaus Weigelt (KK)

Heimat: Gibt es sie, und wenn ja, wie viele?

Zur dreitägigen Konferenz „Heimat – Identität, Kontinuität und Differenz in einer globalen Welt“ vom 10. bis 12. Oktober in Klausenburg/Cluj (Rumänien) lädt die Deutsche Gesellschaft e.V. ein. Auf der Suche nach Heimat in einer globalen Welt sowie aus dem Bestreben, das Gefühl, das sich hinter dem Begriff „Heimat“ verbirgt, zu fassen und zu bestimmen, will man sich mit hochkarätigen Referenten an einem Ort mit einer wechselvollen Geschichte austauschen.

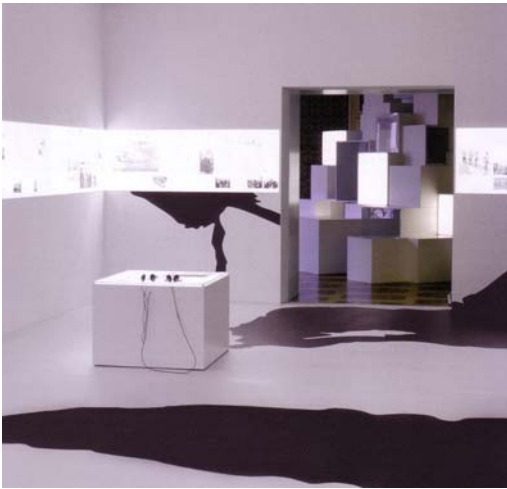
Referenten: Prof. Dr. András F. Balogh, Germanist; Hans Bergel, Schriftsteller; Ana Blandiana, Dichterin; Dr. Wolf Dieter Enkel-

mann, Philosoph; Gert Fabritius, Künstler; Günter Czernetzky, Regisseur; Prof. Dr. Konrad Gündisch, Historiker; Michael Markel, Germanist; Dr. Rudolf Poledna, Soziologe; Prof. Dr. Wilfried Schreiber, Geograph; Dr. Erich Türk, Organist; Prof. Dr. Hans Peter Türk, Komponist; Dr. Daniela-Elena Vlad, Sprachwissenschaftlerin, Joachim Wittstock, Schriftsteller u. a.

Anmeldung und Information: Deutsche Gesellschaft e.V., Dr. Ingeborg Szöllösi, Telefon 004930/88412 252, is@deutsche-gesellschaft-ev.de; Internet: www.deutsche-gesellschaft-ev.de. (KK)

Jetzt muß nur noch gearbeitet werden

Konzeption für die Arbeit der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung



*Schon von der Anschauung her wahrhaftig:
Blick in die Ausstellung „Erzwungene Wege“,
die als Initialzündung gelten darf*

Bild: Zentrum gegen Vertreibungen

Die Konzeption für die Arbeit der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung (SFVV) wurde vom Stiftungsrat einstimmig verabschiedet. Nachdem nun auch die englische, französische, polnische und tschechische Sprachfassung vorliegt, wurde die Konzeption auf der Internetseite der Stiftung veröffentlicht.

Im Zentrum der Aufgaben der Stiftung steht, „im Geiste der Versöhnung die Erinnerung und das Gedenken an Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert im historischen Kontext des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Expansions- und Vernichtungspolitik und ihrer Folgen wachzuhalten“. Ein Schwerpunkt ist Flucht und Vertreibung der Deutschen – eingebettet in den Kontext europäischer Vertreibungen im 20. Jahrhundert.

Dazu Kulturstaatsminister Bernd Neumann: „Mit der jetzt vorliegenden Konzeption und dem im letzten Jahr entschiedenen Ar-

chitektenwettbewerb für das Ausstellungs- und Dokumentationszentrum ist das inhaltliche und bauliche Fundament für die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung gelegt. Mit der einvernehmlichen Verabschiedung in beiden Gremien der Stiftung ist die notwendige gesellschaftliche Akzeptanz auf breiter Grundlage gegeben. Nun kann die detaillierte Ausarbeitung der Dauerausstellung beginnen.“

Gemäß der beschlossenen Konzeption gehören zu der Erfüllung der Stiftungsaufgaben:

- die Errichtung, Unterhaltung und Weiterentwicklung einer Dauerausstellung zu Flucht und Vertreibung;
- die Erarbeitung von Wechsellausstellungen zu speziellen Aspekten der Gesamthematik;
- die Vermittlung von Forschungsergebnissen und wissenschaftlichen Erkenntnissen an eine breitere Öffentlichkeit;
- die Sammlung und wissenschaftliche Auswertung einschlägiger Unterlagen und Materialien, insbesondere von Zeitzeugenberichten;
- die Zusammenarbeit mit deutschen und internationalen Museen und Forschungseinrichtungen.

Die jetzt veröffentlichte Konzeption wurde von dem Wissenschaftlichen Beraterkreis der SFVV, bestehend aus 15 renommierten ausländischen und deutschen Wissenschaftlern, auf der Grundlage der vom Stiftungsrat vorgelegten Eckpunkte fortentwickelt.

Die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung wurde Ende 2008 in Trägerschaft des Deutschen Historischen Museums errichtet. Als Standort ist das Deutschlandhaus in der Stresemannstraße festgelegt worden, das grundsaniiert und für die Zwecke der Stiftung umgebaut wird. (KK)

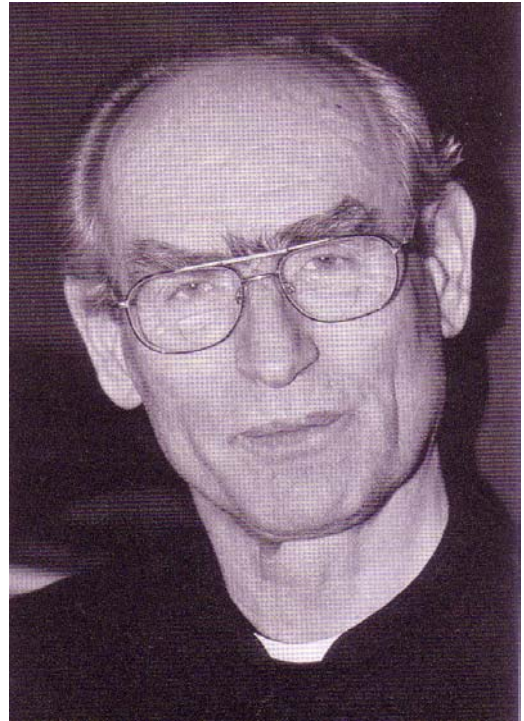
Arbeiter am Annaberg des Herrn

Erzbischof Alfons Nossol ist 80

Erzbischof Alfons Nossol gehört zu den bekanntesten Persönlichkeiten des heutigen Oberschlesien. Zahlreiche Ehrungen, Ehrendoktorwürden und viele bedeutende Auszeichnungen zum Beispiel mit dem Augsburger Friedenspreis (1997), dem Deutsch-Polnischen Preis (2005), dem Orden Pour le mérite (2008) und dem Deutschen Nationalpreis (2010) unterstreichen seine Lebensleistung als Seelsorger, Theologe und Brückenbauer zwischen Deutschen und Polen.

Er wurde am 8. August 1932 in Schobersfelde im damals noch deutschen Oberschlesien geboren. Nach dem Studium an der theologischen Hochschule in Neisse wurde er 1957 zum Priester geweiht. 1962 promovierte er in Theologie, und 1976 erfolgte seine Habilitation an der Katholischen Universität in Lublin. 1977 wurde er zum Bischof von Opoln geweiht. Es war damals eine gewaltige Herausforderung, unter den Bedingungen der kommunistischen Diktatur Bischof einer oberschlesischen Diözese zu sein, deren rund 1,8 Millionen Gläubige etwa zur Hälfte Deutsche bzw. Polen waren. Als nach dem Fall der Mauer die nationalen Gegensätze aufbrandeten, hat er als Oberhirte durch seine Predigten und Rundschreiben maßgeblich zur Befriedung der Region beigetragen. Immer wieder verweist er auf die Chancen, welche das Zusammensein mehrerer Völker, mit polnischen, deutschen und mährischen Wurzeln, für das heutige Oberschlesien bietet. Am 4. Juni 1989 setzte er nach Jahrzehnten wieder deutsche Gottesdienste am Sankt Annaberg durch, ohne bei den staatlichen Behörden eine Erlaubnis einzuholen. Mit Papst Johannes Paul II. feierte Alfons Nossol am 21. Juni 1983 eine Messe auf dem Annaberg, an der eine Million Gläubige teilnahmen.

Er war Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und Mit-



Sprecher der „Sprache des Herzens“, wie er selbst gesagt hat Bild: Archiv

glied der Päpstlichen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche sowie zwischen der katholischen Kirche und dem Lutherischen Weltbund. Er gehörte dem Ständigen Rat der polnischen Bischofskonferenz an sowie dem Wissenschaftlichen Rat der Bischofskonferenz. Er war Präsident des Ausschusses der Bischofskonferenz für die Ökumene.

Geschichte schrieb er auch, als er 1989 Bundeskanzler Helmut Kohl mit Tadeusz Mazowiecki, dem ersten Ministerpräsidenten des freien Polen, zum Versöhnungsgottesdienst auf den Sankt Annaberg einlud. Dafür war die Zeit damals noch nicht reif, deshalb fand der von ihm zelebrierte legen-

däre Versöhnungsgottesdienst, bei dem sich Helmut Kohl und Tadeusz Mazowiecki unter einer Statue der heiligen Hedwig, Schutzpatronin Schlesiens, umarmten, in Kreisau in Niederschlesien statt, im Gedenken an den Widerstandskämpfer Helmut James Graf von Moltke und dessen Kreisauer Kreis.

Es schmerzte den Bischof jedoch sehr, daß unmittelbar vor und nach dem Mauerfall Hunderttausende von Existenzängsten geplagte, zumeist junge deutsche Oberschlesier ihre Heimat verließen, um in Westdeutschland Fuß zu fassen. So kämpfte er unter anderem erfolgreich für die Gründung

der Oppelner Universität, um der Jugend eine bessere Ausbildung in der Heimat zu ermöglichen. 1999 verlieh ihm Papst Johannes Paul II. für seine großen Verdienste den persönlichen Titel Erzbischof. 2009 trat er nach 32 Amtsjahren in den wohlverdienten Ruhestand. Heute lebt er rüstig und wach das Zeitgeschehen verfolgend im Kurzentrum Sebastianum Silesiacum beim Schloß Groß Stein, das er in den vergangenen Jahren aufgebaut hat, nachdem unter seiner Leitung zuvor das Schloß saniert und zu einem kirchlichen Tagungs- und Begegnungszentrum ausgebaut worden war.

Laubaner Tageblatt (KK)

Archäologene Architektur

Das Haus der Heimat in Stuttgart erinnert mit einer Sonderausstellung an den Breslauer Architekten der Wilhelma, Karl Ludwig von Zanth

Mit über zwei Millionen Besuchern jährlich ist „die Wilhelma“ nicht nur die beliebteste Freizeiteinrichtung Stuttgarts und einer der besucherstärksten Zoos, sie ist auch der einzige zoologisch-botanische Garten in Deutschland und gehört zu den artenreichsten Zoos der Welt. Ihren unverwechselbaren Reiz entfaltet sie durch die teilweise erhaltenen Gebäude im maurischen Stil und die einzigartige denkmalgeschützte Parkanlage aus dem 19. Jahrhundert. Während das Meisterwerk des Architekten weithin bekannt ist, scheint sein Name aus dem öffentlichen Gedächtnis verschwunden zu sein. Eine Sonderausstellung des Hauses der Heimat des Landes Baden-Württemberg erinnert nun in Stuttgart an den in Breslau geborenen Architekten der Wilhelma, Karl Ludwig von Zanth (1796–1857).

„In der Mitte des 19. Jahrhunderts war es in den europäischen Königs- und Fürstenthäusern in Mode gekommen, repräsentative

Bauten in einem exotisch-fantasievollen Stil zu errichten. Und der württembergische König Wilhelm I. wünschte sich eine maurische Anlage für ein ganzes Ensemble von Gebäuden, in die er sich fern von den königlichen Pflichten als Privatmensch zurückziehen konnte“, erläutert Dr. Annemarie Röder, stellvertretende Leiterin des Hauses der Heimat. „Karl Ludwig Zanth hatte bereits 1840 in Bad Cannstatt das Wilhelmatheater im pompejanischen Baustil errichtet. Er wurde deshalb vom König beauftragt, in unmittelbarer Nachbarschaft auch ein Gartenhaus mit Wohngebäuden, Theater und Ziergewächshäusern im maurischen Stil für den König zu erbauen. Die Anlage, nach ihrem Auftraggeber ‚Wilhelma‘ genannt, wurde 1842 bis 1851 verwirklicht.“

Karl Ludwig Zanth wurde in Breslau geboren und stammte aus einer aufgeklärten jüdischen Familie. Das offene Elternhaus und die in Breslau vermittelte Vorbildung ermög-



Die Wilhelma um 1900

Bild aus der Ausstellung

lichten dem jungen Zanth eine Karriere, die Jahrzehnte in dem Amt des Stuttgarter Hofarchitekten gipfelte. Der Großvater Aaron mit dem ursprünglichen Namen Zadig, der in Galizien geboren wurde und nach eigener Aussage Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Krieg „mit Leib und Leben gedient“ hatte, ließ sich in Breslau als Kaufmann nieder. Der Vater Abraham Zadig studierte Medizin in Halle, arbeitete einige Jahre in Riga und kam nach seiner Heirat nach Breslau, wo 1796 auch der erste Sohn geboren wurde, der seit dem Übertritt der Familie zum evangelischen Glauben Ende 1802 den Namen Karl Ludwig Wilhelm trug. Der unverkennbar jüdische Familienname Zadig wurde erst 1820 geändert.

Die Karriere des jungen Karl Ludwig Wilhelm Zanth begann in Paris, wo er an Festarchitekturen der nachnapoleonischen französischen Könige Ludwig XVIII. und Karl X. mitwirkte und sich mit dem vier Jahre älteren, in Köln geborenen Architekten und Archäologen Jakob Ignaz Hittorff anfreundete. Zu Hittorffs Hauptwerken gehört der Weiterbau der Kirche Saint-Vincent-de-Paul (1831) sowie in unmittelbarer Nähe der Bau des Pariser Nordbahnhofs Gare du Nord

(1861). Gemeinsam unternahmen Zanth und Hittorff von 1822 bis 1824 eine ausgedehnte Italien- und Sizilienreise, besuchten u. a. Rom, Neapel und die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulaneum. „Man mußte damals als junger Architekt und als Künstler die großen Vorbilder der Baukunst mit eigenen Augen gesehen haben, ganz besonders die Monumente des Altertums. Denn zu dieser Zeit beruhte die Baukunst in erster Linie auf der Auseinandersetzung mit dem Leitbild der griechischen und der römischen Antike“, erklärt Dr. Annemarie Röder. In der Sonderausstellung werden erstmals überhaupt die auf der Reise und danach entstandenen Zeichnungen und Aquarelle Zanth's öffentlich gezeigt. Zehn Jahre später konnte Zanth aus dieser reichen Quelle seine Dissertation „Über die Wohnbauten in Pompeji“ an der Universität Tübingen speisen. Auch bei seinen Stadt- und Landhäusern, den Hof- und Staatsbauten, die er in den folgenden Jahrzehnten schuf, mußte er nicht auf mehr oder weniger authentische Wiedergaben in Vorlagenwerken zurückgreifen, sondern konnte den hoch im Kurs stehenden pompejanischen Stil aus eigener Anschauung zu Wand- und Deckengestaltungen abwandeln.

Zum weitaus bedeutsamsten Erlebnis aber wurde für Zanth die Begegnung mit den Bauten aus der Zeit der arabischen (etwa ab 831) und der normannischen (etwa ab 1061) Herrschaft auf Sizilien. Als er im Frühjahr 1824 den normannischen Königspalast und die Schlösser La Cuba und La Zisa zeichnerisch festhielt, konnte er nicht ahnen, daß die hier gesammelten Eindrücke zur wichtigsten Grundlage für sein Hauptwerk werden sollten. Im Jahre 1824 aber ging es Hittorff und Zanth noch in erster Linie darum, die Einflüsse des arabischen auf den normannischen Stil zu erforschen, das Fortleben des islamischen Formenschatzes bis ins 16. Jahrhundert zu belegen und die These Hittorffs zu untermauern, der Ursprung der gotischen Architektur während der arabischen Herrschaft sei auf Sizilien zu suchen. Die für junge Architekten unabdingbare Italienreise Hittorffs und Zanth förderte Entdeckungen von höchster Tragweite zutage, die in europäischen Fachkreisen auf Jahre hinaus für Zündstoff sorgten. Durch ihre Veröffentlichung aber sollten beide Namen bekannt und verbunden bleiben.

Als sich König Wilhelm I. von Württemberg 1834 entschied, die Stuttgarter Wilhelma nicht im gotischen, sondern im maurischen Stil zu errichten, und diesen Auftrag 1837 an Karl Ludwig Zanth vergab, besaß dieser nicht nur durch die Literatur Kenntnisse von der arabisch-maurischen Architektur. Zanth konnte den König aus eigener Anschauung überzeugen und über unterschiedlichste Besonderheiten dieser Kunst unterrichten.

Zanth schuf darüber hinaus bedeutende Landhäuser in Stuttgart und Umgebung, andere wunderbare Entwürfe für das Hoftheater, das Kunstmuseum und den Königsbau in Stuttgart blieben allerdings unrealisiert.

Die Sonderausstellung „Karl Ludwig Wilhelm von Zanth. Der Erbauer der Wilhelma in seiner Zeit“ ist bis zum 25. Oktober 2012 im Haus der Heimat zu sehen. Sie wird begleitet von Vorträgen und Führungen, ein reich illustrierter Begleitband zur Ausstellung ist erhältlich.

Carsten Eichenberger (KK)

Getrennt leben, vereint baden

Ostseebäder waren „transnational“, wie in Ellingen zu erleben ist

Die Geschichte der Ostseebäder Zoppot, Cranz und Rigascher Strand im 19. und 20. Jahrhundert illustriert die neue Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen bis zum 2. Dezember. Auf dem Ausstellungsplakat erkannte ein in Weißenburg lebender gebürtiger Ostpreuße seinen Vater. „Das Foto haben wir nicht, es zeigt meinen Vater am Ostseestrand. Er ist, als ich vier Jahre alt war, im Krieg gefallen“, sagte der in Zoppot geborene Ausstellungsbesucher gerührt.

„Die Seebäder an der Ostsee sind ein transnationales Phänomen“, erläuterte Dr. Olga Kurilo von der Europa-Universität Viadrina

in Frankfurt an der Oder in ihrem Einführungsvortrag, einem Abriß über die Entstehung der Badekultur.

Die ersten Bäderzentren entstanden unabhängig von den politischen Grenzen in der gesamten Ostseeregion um das Jahr 1800. Bereits 1793 schlug der Arzt Samuel Gottlieb Vogel dem mecklenburgischen Herzog Friedrich Franz die Gründung von Heiligendamm vor, 1816 folgte Cranz, gegründet durch Friedrich Christian Kessel, und 1821 Zoppot durch Johann Georg Haffner. Im gleichen Zeitraum entstanden auch die Bäder Duppeln, Edinburg und rund ein Dutzend weitere am Rigastrand (heute Jurmala in Lettland).



*Mediterran ist nur der Sand, ansonsten strahlt der Kurort Zoppot den ostseetypischen herben
Charme aus* Bild: Wikimedia Commons

Neben der heilenden Kraft des Meerwassers, so die aus Moskau stammende wissenschaftliche Mitarbeiterin für die Geschichte Osteuropas, waren auch die Präsentation der Mode in den Badeorten oder der Besuch der dortigen Spielbanken ein Ziel der Erholungsuchenden. Kurhäuser und Seebrücken bildeten den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens.

Mit der Erschließung der Bäder durch die Eisenbahnstrecken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Anreise kürzer, bequemer und preiswerter, zudem konnten viele Personen in kurzer Zeit ans Meer gebracht werden. Seit der Eröffnung der Königsberg-Cranzer Eisenbahn 1885 hatte die Großstadt eine direkte Verbindung zu den Ostseestränden. Neben der Eisenbahn brachte die Lage mancher Badeorte in der Nähe von großen Städten einen Wandel der Identität, erläuterte die Historikerin. Waren es früher Fischerdörfer, so entstanden nun praktisch „Vororte“ der Städte. Cranz wurde die „Badewanne“ von Königsberg und Zoppot die von Danzig. Der Anteil ausländischer Gäste war anfangs nicht groß, aber man legte wegen des internationalen Rufes sehr viel Wert auf ihre Anwesenheit. Das Kulturangebot nahm zu, wie man der damals

aufgelegten „Cranzer Badezeitung“ entnehmen kann.

Um 1900 jedoch lief die Entwicklung der Badeorte auseinander. Während sich im Westen, also in Preußen, die Infrastruktur sehr schnell entwickelte, blieb es im Russischen Reich beschaulicher. Dies kann man im Osten auch heute noch an vielen liebevoll volkstümlich gestalteten Holzbauten sehen, die im Westen schon früher verschwunden sind.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand ein schmerzlicher Niedergang statt, erläuterte die Verfasserin des im letzten Jahr erschienen Buches „Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert“. Viele Orte lagen im militärischen Sperrgebiet und wurden aus politischen und ideologischen Gründen aus der Gedankenwelt getilgt. Wo noch Badebetrieb herrschte, errichtete man Plattenbauten zur Unterbringung der „werkstätigen“ Touristen. Erst in den Jahren nach der politischen Wende beginnt das Umdenken, die alte Baustruktur wird hergerichtet und der Badeurlaub in den Orten an der Ostsee in allen Ländern beworben. Zur Eröffnung der Sonderschau im Kulturzentrum Ostpreußen konnte Direktor Wolfgang Freyberg alle Anwesenden, die die

Region noch nie persönlich besucht haben, guten Gewissens zu einer Reise an die Ostsee ermutigen.

Die nötigen Informationen gibt es dazu in der Ausstellung, in der aktuelle Reiseprospekte angesehen und mitgenommen werden können. Die Hintergrundinformationen aus der Geschichte der Bäder liefern die historischen Fotos, Bildtafeln und Ausstellungstücke, die vom Herder-Institut in Marburg, dem Deutschen Kulturforum östliches Europa Pots-

dam und dem Lehrstuhl für Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt zusammengestellt wurden. In den Vitrinen sind dazu zahlreiche Originalgegenstände aus dem Archiv des Kulturzentrums in Ellingen zu sehen, die aus der Blütezeit der Badeorte zwischen den Weltkriegen stammen.

Die musikalische Begleitung zur Eröffnung der Sonderschau hatte Zdenek Ehrenberger aus Roth mit seiner Gitarre übernommen.

(KK)

Gasförmige Hoffnungen

Immerhin fest in Schiefer gebunden: polnische Energiepläne

In Polen ist das Regieren oft noch etwas mühseliger als in anderen Gegenden, schon weil die Polen ähnlich wie die Belgier und die Italiener meistens ganz gut auch ohne Regierung auskommen können. Aber wenn sich die polnische Regierung mit dem Gas im Tonschiefer in den Tiefen des Landes beschäftigen kann, dann gibt es für sie auch frohe Stunden. Ähnlich ergeht es der polnischen Öffentlichkeit, seitdem im Lande eine heftige Suche nach Gasvorkommen großen Ausmaßes im Gange ist. Sie sollen sich in Untergrundschichten einer Ellipse etwa vom Raum Danzig über Warschau bis in das große Weichselknie bei Sandomierz erstrecken.

Es handelt sich dabei um Gasvorkommen, die in Tonschiefer von großer Mächtigkeit ab ca. 4000 Metern Tiefe gebunden lagern. Das Gas ist also nicht wie in Sibirien in großen Kavernen zu finden und kann nicht mit einer Nutzung von etwa 80 Prozent einfach abgepumpt werden, sondern ist mineralisch gebunden. Das vermutlich 5,3 Billionen Kubikmeter umfassende Vorkommen lagert in Schichten von Tongesteinen, die durch Serien von unterirdischen Tiefensprengungen aufgebrochen werden müßten. Um dann das

Gas aus dem Gestein zu lösen, muß mit Chemikalien und Quarz angereichertes Wasser mit hohen Drücken in die einzelnen Sprengfelder gepreßt werden, was auch zu enormen Entsorgungs- und Entwässerungsproblemen führt. Die Gewinnungskosten sind sehr hoch, die Ausbeuten im Vergleich zu dem sibirischen Gas mäßig und erreichen nur ein Fünftel des Vorkommens.

Breitere Erfahrungen mit diesen Techniken gibt es bisher in Polen nicht. Die Frage nach den Bergbauingenieuren und Mineuren, die mit dieser Aufgabe fertig werden müßten, hat man noch gar nicht gestellt. Seit 2009 wurden 110 Konzessionen für Probebohrungen vergeben, ein Kontingent, das überwiegend noch nicht in Anspruch genommen wurde. Gleichwohl werden die Projekte in Polen mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und selbst von den ansonsten ziemlich aggressiven Grünen unterstützt. Wie sehr dieses Projekt das kollektive polnische Bewußtsein erreicht, zeigt sich vor allem daran, daß sogar die oppositionelle Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) und ihr Vorsitzender Jaroslaw Kaczynski, sonst den Regierungsparteien in der aufrichtigsten gegenseitigen

Abneigung eng verbunden, an ihrer Seite steht, wenn es um die polnische Gas-Zukunft geht: Der Energieexperte der Kaczynski-Partei, Piotr Wozniak, gehört als Staatssekretär der ansonsten bekämpften Regierung an und hat alle Zuständigkeiten für diese Zukunft.

In der aktuellen Tagesdebatte stehen natürlich wirtschaftliche Fragen und solche der Energiesicherheit im Vordergrund. Polen ist mit Gasimporten von 10,25 Milliarden Kubikmetern Erdgas 2011 einer der großen Kunden des russischen Energiegiganten Gasprom, mit dessen undurchsichtiger Preispolitik nicht nur dieses Land vielfältigste Erfahrungen hat. Außerdem gibt es Erwartungen, das Land könnte in der nächsten Generation selbst zum Großexporteur von Energie in Gasform werden.

Doch vor und über allem geht es um den Traum von der Unabhängigkeit von russischer Energie, von russischer Macht überhaupt. Durch ihn bekommen Norbert Elias' Worte eine Bestätigung mehr: „Für Mentalitäten sind 500 Jahre eine fatal kurze Zeit.“

Die innere „Distanz“ zu Rußland ist bei den Polen kollektiv derartig eingebrannt, daß sie auch bei so nüchternen Alltagsfragen wie der Nutzung von Gasvorkommen bestimmend ist. Dann gibt es in der kollektiven polnischen Mentalität keine Zeit mehr, das späte 17. und das ganze 18. Jahrhundert sind noch nicht vergangen, in denen Polen zum russischen Protektorat wurde, die Reichstage – die meisten mußten abgebrochen werden – unter Aufsicht russischer Kommissare stattfanden und es der Politik zweier Zarinne gelang, die „Allianz der drei schwarzen Adler“, Rußland, Preußen und Österreich, zu schaffen, deren Politik schließlich zu der Abfolge polnischer Teilungen geführt hat. Allerdings, aber auch das ist kollektiv nicht vergessen, hat es eine russische Partei in Polen selbst gegeben, die für den Kreml die Geschäfte besorgt und oft auch die Schmutzarbeit erledigt hat. Gerade vor diesem Hintergrund des lebendigen geschichtlichen Alltagsbewußtsein ist es um so bemerkenswerter, daß in der Energiefrage ein totaler nationaler Konsens besteht.

Dietmar Stutzer (KK)

Ein-Tracht

Stimmung beim Sommer und Stiftungsfest in Haus Schlesien

Traditionell lädt Haus Schlesien jährlich zum Sommer- und Stiftungsfest ein. Auch diesmal war es ein abwechslungsreicher Tag, den die rund 600 Besucher mit Tanz, Gesang, Geselligkeit und kulinarischen Spezialitäten in Königswinter-Heisterbacherrott verbrachten. Zum Festtagsprogramm gehörten musikalische Auftritte des Salon-Orchesters Ensemble Petersberg im Saal Riesengebirge sowie jene der Musikgruppe Blechschaden und nicht zuletzt das Offene Singen mit Norbert Ruhm im Hof von Haus Schlesien.

Die Tanz- und Trachtengruppe Der Fröhliche

Ein viereckiges Stück schlesischer Wehmut, aber auch volkstümlichen Frohsinns: der idyllische Hof des Hauses Schlesien

Bild: Dieter Göllner



Kreis, die Brückenberger Trachtengruppe und das Blasorchester Uckerath sorgten ebenfalls für gute Stimmung. Interessant für die Besucher waren auch die detaillierten Präsentationen einiger traditioneller Kleidungsstücke. Da das Stiftungsfest ein besonderer Anlaß ist, zeigten einige der Tänzerinnen auch ihre bunten alten Trachten, die teilweise in den Familien von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Die seit mehr als zehn Jahren bestehende Gruppe bot ein abwechslungsreiches Programm mit Polkas, Quadrillen, Vierpaar- und Mehrpaartänzen.

Viel Applaus gab es auch für die Damen und Herren der Brückenberger Trachtengruppe. Das 1953 von heimatvertriebenen Schlesiern in Bonn gegründete Ensemble hat heute

rund 40 Mitglieder. In Königswinter waren auch zwei der kleinsten Nachwuchstänzerinnen dabei, die mit ihren vier und elf Jahren schon bei dem einen oder anderen Reigen fröhlich mitmachten. Bei ihrem Auftritt im Rahmen des Stiftungsfestes zeigte die von Michael Knappe geleitete Tanz- und Trachtengruppe mehrere Volkstänze aus ihrem breiten Repertoire. Einige der gezeigten Trachten wurden zum Teil noch aus Brückenberg mitgebracht, die meisten sind nach deren Vorbild hergestellt.

Ein antiquarischer Bücherverkauf, eine Büchertombola sowie die Diashow „Impressionen aus Haus Schlesien“ rundeten das diesjährige Sommerfest in Königswinter-Heisterbacherrott ab. (KK)

„Wege in die Zukunft“, die Dritte

Für die gedeihliche und friedliche Zukunft Europas ist es von großer Bedeutung, daß in den nächsten Jahren über die wirtschaftlichen und politischen Anliegen hinaus nachhaltig wirksame kulturelle Beiträge zum Abbau von bestehenden Vorurteilen geleistet werden.

Gemeinsames Handeln und eine Vielzahl dafür geeigneter menschlicher Begegnungen sind die besten Voraussetzungen für das Gelingen dieses Vorhabens. Im Tagungsabschnitt drei der Reihe „Wege in die Zukunft“, veranstaltet am 12. und 13. November von der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR in Zusammenarbeit mit der Konrad-Adenauer-Stiftung in der Bildungsstätte Schloß Eichholz, Wesseling, sollen daher insbesondere einschlägig tätige Einrichtungen in Osteuropa Ihre integrative und völkerverbindende Arbeit vorstellen können.

Dafür legt die Stiftung Deutsche Kultur im

östlichen Europa – OKR auch mit dieser Tagung einen weiteren Grundstein und leistet, soweit es in ihren Kräften steht, einen Beitrag zur Verständigung des deutschen Volkes mit seinen östlichen Nachbarn.

Unter der Leitung von Präsident Klaus Weigelt referieren Prof. Dr. Hans Walter Hütter (Bonn) über die Zielsetzung des „Hauses der europäischen Geschichte“, Elisabeth von Küster (Lomnica/Lomnitz) über die Arbeit des Kulturzentrums „Kleines Schloß Lomnitz“, Lisawetha von Zitzewitz (Hamburg/Kulice/Külz) über Külzer Publikationsvorhaben, Maria Schmidt (Budapest) über die Arbeit des „Terror-Hauses“ in der ungarischen Hauptstadt und Dr. Stefan Cosoroba (Hermannstadt) über die deutsche evangelische Kirche Rumäniens als geistliche Heimstatt nicht nur für Siebenbürger.

Die Tagung wird durchgeführt mit Unterstützung des Bundesministeriums des Innern. (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Zuverlässiges Material,
nur lernen muß man selber

Polen. Informationen zur politischen Bildung. Heft 311. Zu beziehen bei der Bundeszentrale für politische Bildung – c/o: IBRo, Kastanienweg 1, 18184 Roggentin, Fax 03 82 04 / 6 62 73, bpb@ibro.de

Zu den Publikationsreihen, die der breiten Öffentlichkeit weniger bekannt sind, doch insbesondere im pädagogischen Umfeld sehr geschätzt werden, gehören die „Informationen zur politischen Bildung“. Herausgeber ist die Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn. Nun ist im Sommer 2011 das Heft 311 mit dem Titel „Polen“ erschienen.

Seit Mitte der 1950er Jahre erscheint diese Reihe, heute vierteljährlich. Im Herbst 1970, eine vertragliche Regelung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen war in Vorbereitung, kamen die Hefte 142 und 143 „Deutsche und Polen“ heraus. Zwei Historiker waren die Verfasser, der Text war eine historische Darstellung in chronologischer Abfolge. Insoweit war dieses Heft eher eine polnische Nationalgeschichte, die freilich der engen Wechselwirkung mit dem deutschen Nachbarn stark zugewandt war. Doch bis heute sind Kenntnisse über Polens Staatsgeschichte in Deutschland nicht so ausgeprägt, wie es durch die Lektüre dieser – und anderer – fundierten Grundlagen möglich wäre. Die Ausgabe von 1970 wurde 1972, 1977, 1985 und letztmalig 1991 überarbeitet herausgegeben. Somit sind über eine Million Hefte in den Umlauf gekommen.

Ende des Jahres 2001 erschien dann die

neue Themenausgabe „Polen“ (Heft 273) mit einer Auflage von 920 000 Exemplaren. Zehn Jahre war sie somit verfügbar, bis sie nun von der neuen Ausgabe (700 000 Stück Druckauflage) abgelöst wird. Was unterscheidet die beiden Hefte? Die thematische Gliederung ist weitgehend gleich geblieben. Einzig die letzten Kapitel wurden nun zusammengefaßt. Aspekte der polnischen Außenpolitik, des Weges in die EU und der Beziehungen zu Deutschland lassen sich heute sinnvoll unter „Polens Politik in der internationalen Politik“ verschmelzen. Die meisten Kapitel wurden aktualisiert. Die bewährten Autoren standen also immer noch zur Überarbeitung bereit.

Doch auch neue Akzente wurden gesetzt, wenn beispielsweise jetzt das Kapitel „Ausgestaltung der Demokratie“ von einem bis vor kurzem in Warschau tätigen deutschen Hochschullehrer neu geschrieben wurde. Es ist kein Wagnis, fast schon eine Selbstverständlichkeit im deutsch-polnischen Dialog, polnische Partner an Tagungen und Publikationen teilhaben zu lassen. Hier wurde ein polnischer Wirtschaftswissenschaftler gewonnen, dem deutschen Leser das „Wirtschaftssystem und ordnungspolitische Prozesse seit 1990“ transparent darzustellen.

Dieses Heft dient ganz unterschiedlichen Informationsbedürfnissen. Ihm ist eine große Verbreitung und Nutzung zu wünschen. Die ursprünglich beabsichtigte bessere Vermittlungskompetenz von Lehrern allgemeinbildender Schulen ist in der Richtung einer Benutzung sowohl als Arbeitsmittel für Schüler als auch in der außerschulischen Erwachsenenbildung ergänzt worden. So viel positiver Einschätzung steht aber die bittere Erkenntnis entgegen, daß an Schulen und Universitäten im Sinne eines Studi-

um generale für Landeskunde europäischer Staaten insgesamt viel zu wenig Zeit aufgewandt wird. Es hängt auch an den Lehrplänen, es hängt an einem komplexen Stoff, aber es liegt auch an einem latenten Desinteresse in Deutschland, wenn solche gut gemachten Unterlagen nicht in vieler Hände sind. Auch ein Blick auf die Altersschichtung der Polenreisenden ohne familiären Hintergrund ist wenig ermutigend für die Nutzung und Wirkung solcher Publikationen. Politische Bildung ist eben auch und zuerst Selbststudium.

Stephan Kaiser (KK)

Zum Zweifeln: Politmeritengeplänkel

Hans-Dieter Heumann: Hans-Dietrich Genscher – die Biographie. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2012, 346 S., Bildteil, 24,90 Euro

Hans-Dietrich Genscher, den mit 18 Dienstjahren am längsten amtierenden Außenminister seit Gründung des Amtes 1871, scheint die Sorge umzutreiben, daß sein Anteil am Prozeß der deutschen Vereinigung in der Öffentlichkeit und damit in der Geschichte nicht genug gewürdigt wird. Helmut Kohl gilt als der „Architekt der Einheit“. Für eine wohl unter seinen Augen entstandene Biographie – selbstbewußt betitelt als *die Biographie* – gab Genscher in den Jahren 2008/2009 Autor Heumann Interviews und öffnete ihm vermutlich die Türen zu einstigen Kollegen, mit denen er die meist schwierigen Details der Vereinigung auszuhandeln hatte. Genscher hat dies damals bis an die Grenze seines körperlichen Zusammenbruchs getan.

Über den Autor Hans-Dieter Heumann teilt der Klappentext mit, daß er Angehöriger des

Auswärtigen Amtes war und seit 2011 Präsident der Bundesakademie für Sicherheitspolitik ist. Verschwiegen wird, daß er 1996 Referent der FDP-Fraktion im Deutschen Bundestag wurde. Neben dieser vielfältigen Tätigkeit als Präsident ein solch schwieriges, professionelles Buch zu schreiben – mit 15 Seiten kritischem Apparat, Durcharbeiten von Akten, der Memoirenliteratur, Sekundärliteratur und mehr als 30 Interviews – verdient Respekt.

Heumann gibt eine Antwort darauf, warum nach seiner Meinung Genschers Rolle bei der Wende nicht genug gewürdigt wird. Kohl ließ schreiben: „Ich wollte Deutschlands Einheit“, und gab dafür vertrauliche Akten heraus. Vor diesem Hintergrund, schreibt Heumann, „ist die damalige Entscheidung des Außenministers Genscher und seines Nachfolgers Kinkel, das Archivgesetz zu respektieren und die Akten des Auswärtigen Amtes nicht zugänglich zu machen, folgenreicher“. Genschers Rolle „konnte bisher nicht angemessen dokumentiert und gewürdigt werden“. Das holt Heumann, der nach eigener Aussage 2009 exklusiven Zugang zu den Akten des AA bekam, nun nach, überhöht aber wohl manches. Der Leser hat wiederholt den Eindruck, Helmut Kohl solle in den Schatten Genschers gestellt werden.

Mehrfach wird erwähnt, wie sehr Genscher an seinem Geburtsort Halle hängt und wie er seit seiner Flucht aus Mitteldeutschland im Jahre 1952 die Wiedervereinigung fest im Blick gehabt habe. Das Wort Heimatvertriebene kommt bei Heumann nicht vor. Es verwundert, daß Genscher bei all seiner Heimatliebe das Leid der Heimatvertriebenen wohl weniger bedrückt hat, im Gegensatz zu Kohl, der sich erst 1990 zur Anerkennung von Polens neuer Westgrenze durchrang, Schon 1969 stieß Brandts Andeutung einer möglichen Anerkennung der Oder-Neiße-Linie wohl „auf Widerstand in der Partei, nicht aber bei Genscher“. „Als (der französische Außenminister) Dumas in Berlin einmal die feste französische Haltung zur

Anerkennung der Oder-Neiße-Linie vertrat, applaudierte Genscher ihm als Erster, was den anwesenden Bundeskanzler irritierte.“ Kohl beschwerte sich telefonisch bei Mitterrand über den Außenminister.

Norbert Matern (KK)

„nahtstellen“, deutsch, polnisch, lyrisch

Dietmar Scholz: Twój obraz. Wiersze. Quaestio, Wrocław (Breslau) 2011, 32 S.;

Dietmar Scholz: Wilder Wein. Gedichte. / Dzikie wino. Wiersze. Quaestio/Neisse-Verlag, Wrocław–Dresden 2012, 158 S.

Dem Bemühen polnischer Germanistik-Professoren und ihrer Studenten ist es zu verdanken, daß jüngst eine Auswahl der Gedichte des Reutlinger Lyrikers und Malers Dietmar Scholz in polnischer Übersetzung erschienen ist. Die Breslauer Hochschullehrer Edward Bialek, Julia Rajchel und Beata Zarzycka sind selbst mit gutem Beispiel vorangegangen und haben so ihre Student(inn)en dafür gewonnen, nach eigener Wahl Gedichte, die sie angesprochen haben, möglichst wortgetreu ins Polnische zu übersetzen. Dem Unterfangen kam die schlichte, bilderreiche, aber reimlose Sprache der Scholzschen Poesie entgegen, ebenso ihre offene Form und die zeilenbetonte Schreibweise.

So sind zwei unterschiedliche Publikationen entstanden: Der Quaestio-Verlag Wrocław (Breslau) brachte 2011 die einsprachige Ausgabe einer Auswahl aus „Wilder Wein“ heraus, dem bisher letzten Lyrikband des Autors (2008). Unter dem Titel „Twój obraz“ („dein bild“) präsentiert ein schmales Bändchen 29 Texte, übersetzt von zwanzig Studenten; es ist die erste fremdsprachige Ausgabe von Scholz-Gedichten überhaupt.

Die Methode, die sich am Spätwerk bewährt hat, wird in einer zweiten Runde auf das Frühwerk angewandt: auf die drei ersten Gedichtbändchen „zwischen den steinen“, „nahtstellen“ und „in den mittag der dinge“ aus den Jahren 1974 bis 1978. Die Hälfte der vormals beteiligten Studierenden ist erneut am Werk und fördert diesmal eine umfangreichere zweisprachige Ausgabe zutage, betitelt: „Wilder Wein / Dzikie wino“. In diese wurde das Vorgängerbändchen, ergänzt um die deutschen Textvorlagen, vollständig integriert, so daß von den rund 500 publizierten Gedichten von Dietmar Scholz nunmehr 71 in polnischer Übersetzung vorliegen.

Der Band lockt mit einer farbigen Grafik des Dichter-Malers auf dem Titelblatt, vier weitere Gemälde dienen jeweils als Vorblatt zu den vier benutzten Gedichtsammlungen. Je etwa die Hälfte davon hat Eingang in die vorliegende Publikation gefunden. Kriterien für die Auswahl werden nicht angeführt. Außer einer knappen biographischen Notiz auf der Umschlagrückseite ist dem Band keinerlei Begleittext beigegeben. Offenbar sollen die lyrischen Texte mit ihren persönlichen Erfahrungen, immer wieder mitgeprägt durch das erlittene Vertreibungsschicksal, ohne vorgegreifende Interpretation für sich sprechen.

Die Veröffentlichung ist einzuordnen in die Bemühungen der polnischen Gelehrten um einen versöhnlichen „Brückenschlag von Ost nach West“ via Literatur; sie ist zugleich zu verstehen als eine Hommage an den 1945 aus seiner Heimat Kunitz bei Liegnitz vertriebenen Autor – nicht ohne Bedacht sind es gerade Studierende der Witelon-Fachhochschule in Legnica (Liegnitz), die sich der Übersetzungs-Aufgabe angenommen haben.

Albert Gnaedinger (KK)

Hommage an einen Kindersommer

Karin Gündisch: Die Kinder von Michelsberg. Schiller Verlag, Bonn–Hermannstadt 2011, 118 S., 9,70 Euro

Die Kinder aus Bullerbü stammen in ihrer siebenbürgischen Variante aus Michelsberg. Nicht umsonst stellt die Autorin Karin Gündisch auch ein Zitat Astrid Lindgrens aus dem gleichnamigen Buch als Motto voran: „Es ist eine fröhliche Zeit, wenn der Sommer kommt! Die Tage sind so lang, dass man gar nicht aufhören möchte zu spielen.“

Immer wieder thematisiert die freischaffende Autorin, die selbst in Heltau in Siebenbürgen geboren ist, entweder die Auswanderung, das Leben in der Fremde oder jenes in der Heimat Rumänien. Sie lebt seit den achtziger Jahren in Deutschland, hat ein gutes Dutzend Kinder- und Jugendbücher veröffentlicht und mehrere Preise erhalten. Dieses Buch ist eine kleine Hommage an einen langen Sommer in einem siebenbürgischen Dorf, allerdings ist „Michelsberg ... eine poetische Landschaft, also eine Gegend, die so, wie ich sie beschreibe, nur in meinem Buch existiert“.

Hier scheint die Zeit stehengeblieben zu sein, nicht nur weil Ferien sind, sondern auch weil Telefongespräche noch bei der Post von Schalterbeamten vermittelt werden. Hauptgestalten sind die drei Schwestern Anna-Lena, Astrid und Emma, deren Eltern bei der Post arbeiten. Die Post ist auch Treffpunkt der Dorfbewohner für ein Schwätzchen oder der Touristen, die in Bussen herangekarrt und mit Kuchen bewirtet werden. Das Dorf wiederum besteht aus den Alteingesessenen und den Feriengästen. Anna-Lena, die nur noch Anna heißen möchte, weil die Nachbarsfrau ihren Hund Lena partout nicht umtaufen will, ist sechs Jahre alt und hat Sorgen mit ihrem Zicklein, das nicht frißt, aber die Sache wendet sich zum Guten. Astrid ist zehn und geht in die vierte Klasse,

Emma ist die Älteste und geht mit ihren elf Jahren aufs Gymnasium. Astrid und ihre Freundin Miriam sind auch die Künstlerinnen in Michelsberg, denn sie schreiben kleine Theaterstücke und beobachten auch den Skandal des Dorfes, der zum Schluß eskaliert.

Ansonsten passiert nicht viel auf dem Lande, für die Touristen muß man Kuchen backen und die Tische decken, das Zicklein muß man ans Futter heranzuführen, ein Konzert oder ein Zoobesuch in der Stadt sind schon ein Ereignis, vor allem, wenn letzterer nicht ganz glimpflich abläuft. Und ein Unfall passiert auch. Karin Gündisch hat den Text um kleine Begebenheiten herum strukturiert, so daß es keinen Spannungsbogen gibt, vielmehr sind es mehrere Geschichtchen, die um die drei Hauptgestalten und natürlich „Michelsberg“ kreisen. Etwas verwunderlich ist es schon, daß sich die zehnjährige Astrid im Stückeschreiben übt, aber daraus erwächst eben auch ein regelrechter Eklat mit Folgen und es gibt sogar eine literaturwissenschaftliche Frage zu klären, wie denn „edle“ Theaterstücke beschaffen sein müssen.

Dennoch endet das Buch erwartungsgemäß nicht tragisch, und so kann man es unbedenklich dem Nachwuchs empfehlen, zum Zurücklehnen und Schmökern und eventuell auch zum Schwelgen in Nostalgie – sofern überhaupt Erinnerungen vorhanden sind.

Edith Ottschowski (KK)

Reale Rettung in die Virtualität

Digitalisierung der Archivbestände pommerscher Presse

Im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern und in der Woiwodschaft Westpommern ist ein bemerkenswertes Vorhaben begonnen worden, das grenzüberschreitend dazu dienen soll, das kulturelle Erbe Pommerns vor dem Untergang zu bewahren und für die Zukunft zu sichern. Es geht um die Erhaltung der Stettiner und der pommerschen Presse. Die Pommersche Bibliothek in Stettin (Szczecin) und die Universitätsbibliothek Greifswald haben sich zusammengefunden, gemeinsam die in ihren Sammlungen noch vorhandenen Bestände pommerscher Zeitungen zu digitalisieren. Diese Präsentation des gemeinsamen Erbes Pommerns ist sehr zu begrüßen und zeugt vom Verantwortungsbewußtsein für kulturelle Werte über nationale Grenzen hinweg. Dieses Projekt, das nicht nur die Greifswalder und Stettiner Sammlungen betrifft, umfaßt auch jene Bestände an Gazetten, die in Hinter- und in Vorpommern noch vorhanden sind. Das gewaltige Vorhaben wird durch den Fonds Interreciva der Euroregion Pomerania finanziell unterstützt.

Es ist bekannt, daß Zeitungen das gesellschaftliche Leben der Städte und Dörfer, ja ganzer Provinzen erfassen und darstellen. Pommern und besonders seine Hauptstadt Stettin hat eine besondere Tradition der Presse. Wie Barbara Sztark, führende Mitarbeiterin der Pommerschen Landesbibliothek in Stettin, mitteilt, „gehörte Stettin zu den ältesten Pressezentren in Europa. Im Zeitraum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert sind dort erst Wochen- und dann Tageszeitungen beinahe lückenlos erschienen. Insgesamt sind in den Jahren von 1630 bis 1945 dort mindestens 95 Zeitungstitel beinahe ohne Unterbrechung herausgekommen. Auch Zeitschriften spielten seit dem 18. Jahrhundert im kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leben Stettins eine bedeut-

same Rolle. In den Jahren von 1750 bis 1944 erschienen dort ungefähr 302 Zeitschriftentitel.“

Durch die Furie des Zweiten Weltkrieges, durch grobe Unachtsamkeit und Plünderungen sind trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, Auslagerungen an vermeintlich sichere Orte (Kleinstädte, Dörfer und auch Gutsbetriebe auf dem Lande) viele Zeitungsbände verlorengegangen. Ein nicht geringer Teil ist von der sowjetischen Besatzungsmacht beschlagnahmt und abtransportiert worden. Diese Exemplare werden bis heute vermißt. Durch Beschluß der Siegermächte des Zweiten Weltkrieges wurde Pommern geteilt. Das bedeutete auch teilweise die Zerstörung der historischen Sammlungen der pommerschen Zeitungen oder ihre Verteilung auf zwei Länder.

Zeitungen, die vielfach als historische Quellen genutzt werden, unterliegen auf Grund der oft schlechten Papierqualität starker Abnutzung bei vielfältigem Gebrauch. Sie sind sehr anfällig für Verschleiß und Säurefraß. Auf lange Sicht müssen die noch vorhandenen Bestände durch Erfassung auf Mikrofilm vor weiteren Schäden bewahrt werden. Kurzfristig hilft auch eine Digitalisierung. Der Zielpunkt heute ist die Vorstellung digitalisierter Presseorgane in einem gemeinsamen deutsch-polnischen Internetportal. Dabei werden die Originale geschont und die oft weit verstreuten Restbestände aus den verschiedenen Standorten (Bibliotheken und Archiven) virtuell zusammengeführt.

Wie die Stettiner Bibliothekarin Barbara Sztark mitteilt, „gibt es derzeit keine konsistente Informationsquelle für die Zeitungsbestände in den Bibliotheken und Archiven der Region Pomerania. Die Informationen über diese Bibliotheken sind in den verschiedenen Orten nur fragmentarisch vorhanden. Schätzungsweise sind es 500 pommersche Zeitungstitel mit etwa 20 000 Bänden und über drei Millionen Seiten, jedoch noch keine gemeinsame Bearbeitung dieser aus der

Perspektive der lokalen Geschichte so wichtigen Dokumente.“

Mitarbeiter der Universitätsbibliothek Greifswald und der Pommerschen Bibliothek Stettin/Szczecin sind seit dem Jahre 2011 in Workshops und Tagungen dabei, ein Projekt zur gemeinsamen Digitalisierung pommerscher Zeitungen zu verwirklichen.

Die Zusammenarbeit der Bibliothekare beider Büchereien führte bereits zu einer sehr genauen Erfassung der Titel und ihrer noch vorhandenen Ausgaben mit präziser Feststellung von Schadstellen und Lücken in den verschiedenen Folgen der Publikationen. Inzwischen ist die Erstellung einer gemeinsamen Datenbank, die zum Nachweis der Originalzeitungsexemplare in einem Online-Katalog dienen soll, vereinbart worden. Der nächste Schritt besteht in der Digitalisierung der Zeitungen und Zeitschriften, die dann in eine polnische und eine deutsche Digitale Bibliothek übertragen werden. In Konferenzen und Ausstellungen werden die Ergebnisse der einzelnen Projektphasen und die künftigen Pläne der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Eine deutsch-polnische Ausstellung über die Pressegeschichte Pommerns hat bereits in der Pommerschen Bibliothek in Stettin stattgefunden. Während des begleitenden Workshops wurden einige von den pommerschen Publikationen – deutsche und auch polnische, die seit der Übernahme der östlichen Landesteile Pommerns in polnische Verwaltung entstanden sind – digital erfaßt und in die Westpommersche Digitale Bibliothek eingestellt. Wie die Bibliothekarin Barbara Sztark dazu ausführte, „wurden diese Zeitschriften auch in deutsche und polnische Online-Kataloge aufgenommen“ (Katalog der Kiaznica Pomorska, Zentralkatalog NUKAT, Verbundkatalog GBV der Länder und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz). Ein großes, fürwahr europäisches kulturelles Werk ist im Werden. Ihm ist Erfolg zu wünschen.

Hans-Gerd Warmann (KK)

„... fast noch Sommer“

Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas. 7 (61) Jahrgang 2012, Heft 2

Die Genauigkeit der Beobachtung ist bezeichnend für die Schilderung einstiger Lebenswelten, wie sie die Autorin Enid Gajek, geb. 1936 in Kesmark (Slowakei), in ihrer poetisch potenzierenden, mitunter auch ironisch gebrochenen Erinnerungsprosa einbringt. Mit ihren Memoiren eröffnet die Vierteljahresschrift, herausgegeben vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS), ihre neueste Ausgabe (Heft 2/2012). In der literarischen Rubrik sind auch neue Gedichte von Werner Söllner, geboren 1951 in Neupanat/Horia (Banat), zu lesen, kühl berührende Texte, die von Traumatisierungen geprägt erscheinen: „Ich hörte nichts, ging, als der Schnee / kam, fast noch Sommer, er sprang // mir ins Haar, wie du siehst.“

Mit Lyrik ist auch der Kronstädter Rolf-Frieder Marmont, geb. 1944, vertreten, der Momente der Erinnerung in südöstlicher Landschaft heraufbeschwört. Vom Schriftsteller und Publizisten Franz Heinz, geb. 1929, wird ein Mosaik aus Mini-Essays geboten, die schlaglichtartig Persönlichkeiten und Ereignisse beleuchten, die in seinem Leben und beruflichen Wirken Eindruck hinterlassen haben.

Das Heft bietet auch neue Textproben aus dem Literaturlexikon deutschsprachiger Schriftsteller in und aus Südosteuropa, das im IKGS vorbereitet wird. Die frühere rumäniendeutsche Literaturszene wird durch einen eingehenden Bericht über die Jubiläumstagung 40 Jahre „Aktionsgruppe Banat“. Akteure und Texte – Mitstreiter und Begleiter“ ins Blickfeld gerückt.

Aufsätze zur Zeitgeschichte, Einblicke in aktuelles Kulturgehen und Buchrezensionen runden das Heft ab. (KK)

Literatur und Kunst

Es gibt auf der Welt viel mehr Zirkus als im Zirkus

Eine Ausstellung in Regensburg ehrt mit Josef Hegenbarth einen Grafiker von großer skeptischer Menschenliebe

Vor 50 Jahren verstarb in Dresden der am 15. Juni 1884 in Böhmischem Kamnitz geborene Maler, Zeichner, Grafiker und Illustrator Josef Hegenbarth. Zu diesem Anlaß widmet ihm das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg bis zum 21. Oktober eine Ausstellung der Schaufenster-Reihe unter dem Titel „Manege frei – Josef Hegenbarth zum 50. Todestag“. Beim Pressegespräch war mit Hildegard Rüther-Hegenbarth, die in Tiefenbach bei Passau lebt, auch eine Verwandte anwesend, die den Künstler noch erlebt hat.

In der Reihe „Schaufenster“ stellt das Kunstforum Ostdeutsche Galerie, so die Direktorin Dr. Agnes Tieze, „Teile unserer Schätze“ vor, verfügt die Einrichtung im Bereich Grafische Sammlung doch über rund 30000 Arbeiten.

„Der Künstler Josef Hegenbarth ist gut in der Sammlung vertreten“, leitete Dr. Agnes Matthias, die Kuratorin und Leiterin der Grafischen Sammlung, auf die diesem vielseitigen Schöpfer von Werken unterschiedlicher Gattungen gewidmete Gedenkausstellung über. Von den 123 Zeichnungen, 40 Grafiken sowie zahlreichen Mappenwerken sind in dem ca. 74 Quadratmeter großen Ausstellungsraum 18 Zeichnungen, acht Druckgrafiken sowie einige weitere Exponate (z. B. originale, von Hegenbarth verwendete Pinsel, von ihm illustrierte Bücher usw.) zu sehen. „Er ist weit über die DDR hinaus bekannt geworden“, stellte Agnes Matthias zu Beginn ihrer Ausführungen fest, um dann einen Blick auf Hegenbarths Leben und Wirken zu werfen.

Bereits mit 21 Jahren siedelte er nach Dresden um und ließ sich zunächst bei seinem Vetter Emanuel Hegenbarth künstlerisch ausbilden. Es folgte von 1908 bis 1915 ein Studium der Malerei an der Kunstakademie Dresden bei Carl Bantzer und Oskar Zwintscher, später war er Meisterschüler bei Gotthardt Kühn. Seine erste Ausstellung be-

Was ist der Mensch doch für ein merkwürdiges Tier ... Aber dann erst zwei!

Trapezkünstler

Bilder (auch Titel) aus der Ausstellung





*Der sanft
karikaturale
Schwung in Josef
Hegenbarths
Grafik entstellt
die menschlichen
Gestalten – bis
zur Kenntlichkeit:
Straßenszene*

stritt Josef Hegenbarth im Jahr 1914 bei Emil Richter in Dresden, von 1917 bis 1919 hielt er sich in Prag auf und war Mitglied der Künstlergruppe „Die Pilger“ um August Brömse. Vor allem Radierungen und Zeichnungen standen in dieser Zeit im Vordergrund seines künstlerischen Schaffens.

Nach seiner Rückkehr in die Elbmetropole bezog er ein Atelier im Künstlerhaus in Loschwitz, zwei Jahre später erwarb er das Haus in diesem Stadtteil in der Calberlastraße 2, in dem er bis zu seinem Tod lebte und das seither u. a. das Josef-Hegenbarth-Archiv beherbergt. Ab Mitte der 20er Jahre wurde Hegenbarth Mitarbeiter bei Zeitschriften wie „Jugend“ (Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben) oder „Simplicissimus“. Diese Aufträge sowie Buchillustrationen brachten zu der Zeit auch den Hauptteil seiner Einkünfte. Im Jahr 1936 heiratete er Johanna Aster (1897 bis 1988), 1943 bis 1945 hielt er sich in seiner Heimat Böhmisches Kamnitz auf, wurde im Herbst

1945 vertrieben und kam nach Dresden zurück, mußte allerdings einen Großteil der in Böhmen geschaffenen Werke zurücklassen. Erst 1957 erfolgte deren Rückgabe. Im Jahr 1946 erhielt Josef Hegenbarth eine Anstellung an der Hochschule für Werkkunst in Dresden, bereits ein Jahr später wurde er ordentlicher Professor an der dortigen Hochschule für Bildende Künste, doch bereits 1949 trat er – altersbedingt – in den Ruhestand, arbeitete jedoch als freier Künstler weiter. Er erhielt den Nationalpreis der DDR (1954), war Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie der Künste (1955), Außerordentliches Mitglied der Akademie der Künste Berlin (1956) und wurde 1960 in die Bayerische Akademie der Schönen Künste in München aufgenommen.

„In seinem Werk bildete er vor allem öffentliche Bereiche ab“, charakterisierte die Kuratorin das Schaffen Hegenbarths. So waren menschenbelebte Straßen sowie der Zirkus oder auch der Zoo mit Menschen und Tie-

ren zeitlebens seine Themen und Motive – in ganz verschiedenen Techniken. „Er hat sich früh aus der impressionistischen Schulung befreit, seine Handschrift blieb auch in den unterschiedlichen Techniken erkennbar.“ Als Details, die der Künstler immer wieder aufnahm, nannte Agnes Matthias das soziale Elend (Bettler), Akrobaten im Zirkus (Clowns, Trapezkünstler) sowie nicht domestizierte Tiere (Löwe, Gepard, Bären). Zwei Pole – zum einen Naturstudien, zum ande-

ren Phantasie – würden damit im Schaffen Hegenbarths deutlich. Als Illustrator hat er zudem Werke der Weltliteratur bebildert, etwa von E.T.A. Hoffmann, Johann Wolfgang von Goethe, Karl May, Charles Dickens.

Im Rahmen der Ausstellung gibt es auch ein vielfältiges Begleitprogramm mit Führungen und Workshops für Kinder, Jugendliche und auch Senioren.

Markus Bauer (KK)

„solange ich noch an mir beteiligt bin“

So lange dürfen auch wir an Herta Müller beteiligt sein

Vater telefonierte nicht nur mit den Fliegen, sondern: „Vater war nicht sein Herr / streckte die Finger die feinen / und soff sich zu weit / von uns weg und zu Tode“. Tot und lebendig, traurig und vergnügt – warum kommt der Vater so oft vor? Und erst recht die Mutter? „In diesen Worten steckt schon eine Geschichte“, so Herta Müller, die muss nicht mühsam erfunden werden wie beispielsweise bei „Mann“ und „Frau“.

Auf der von den Veranstaltern präventiv als „Weltpremiere“ angekündigten Lesung mit Podiumsdiskussion tritt eine unpräventiv Nobelpreisträgerin auf. Sie liest ihre Collagen mit einem gewissen Augenzwinkern und beantwortet unkompliziert die Fragen der Moderatorin Silke Behl, Literaturredakteurin von Radio Bremen. Wir erfahren, daß Herta Müller mal Schneiderin werden wollte – ja, das ist so, die Karteikarten, auf denen sie ihre aus Zeitungen, Zeitschriften, Katalogen ausgeschnittenen Wörter zu einem Gedicht zusammenfließen lässt, müssen hin und wieder rechts und links, unten und oben zurechtgeschnitten werden. Sie beschreibt den Vorgang des Schneidens mit einer so überzeugenden Gestik und Mimik, daß man ihr den Berufswunsch in der Tat abnimmt. Authen-

tisch bleibt sie auch, wenn sie vom Friseur erzählt – der war eine „Autorität im Dorf“: Wer zu ihm ging, kam als ein anderer wieder. Das kann man sich gut vorstellen: Die Mädchen, die einen dicken Zopf trugen, verwandelten sich im Nu in Frauen mit modischem Kurzhaarschnitt. Niemand kann es Herta Müller verdenken, dass sie also auch „Friseur“ werden wollte ...

Und wie sie das alles schließlich nicht wurde, erklärt Ernest Wichner in seiner Einführung: Als 17jährige schreibt Müller Landschafts- und Stimmungsgedichte, doch hört sie damit abrupt auf und bringt während ihrer Studienzeit keine einzige schriftstellerische Silbe zu Papier. Dann bricht sich etwas Bahn, und sie beginnt mit dem Bau dessen, was Wichner „Selbstverteidigungslinie durch Texte“ nennt. Müller rechnet in ihren Texten mit ihrer Umgebung ab – mit „Niederungen“ setzt sie den ersten Kontrapunkt. „Das dem Schreiben verwandte Nichtschreiben“ wird dabei aber nicht verraten, es wird weiter betrieben und intensiviert – seinen Ausdruck findet es in Collagen-Dichtungen, mit denen Müller bereits in den 90er Jahren anfängt. Obwohl sie sich als Prosaschriftstellerin versteht, ge-



„Im Haarknoten wohnt eine Dame“. So hieß ein erstes Gedichtbuch von Herta Müller, wie man auch hier sehen kann. Die Dame mit ihr auf der Bühne (l.) ist Silke Behl Bild: die Autorin

lingen ihr durchs Collagieren Gedichte, die starke Bilder und Gefühle transportieren: „Milch ist der Zwilling von Teer“, „das Wort unbedingt ist müde vom Wort unbedingt“, „ich sollte packen, solange ich noch an mir beteiligt bin“, „grenzdebile Gegenwart“, „immerhin bin ich meine unbewohnte Nachbarin“ ...

Durch ihre Collagen erfährt man viel über sie selbst: Herta Müller erzählt, daß sie seit ihrem Roman „Atemschaukel“ immer wieder das Wort „Kohle“ entdeckt. Ein klares Verdikt: Das Wort will von ihr ausgeschnitten werden, es springt sie an! In den russischen Arbeitslagern mußten die Deportierten Kohle schaufeln ... Sie schaufelten um ihr Leben. Herta Müller sucht in ihrer Schublade mit Tausenden von Wörtern – es scheint, als würde sie sich in einer ihrer Collagen selber fragen: „Warum setzen Sie auf Heimat zum Quadrat?“ Und sie fragt sich auch immer wieder, warum sie einige Wörter nicht ausschneidet. Zum Beispiel das unscheinbare Wörtchen „durch“ – neulich fiel es ihr auf, „durch“ hat sie nicht, während „Kohle“ en masse vorhanden ist, sogar als „Reserve“

in der Schublade. Das schwarze Material wärmt – und die Erinnerungsarbeit ebenso. Auch wenn vieles nicht erklärt werden kann und manch ein Leser ihre Collagen als „Nonsens“-Gedichte betrachtet, wird eins klar: Herta Müller lacht oft und steht zu ihrer „Handarbeit“, die für sie „Geduld üben“ ist und ein „Kontrast zur inneren Unruhe“ darstellt: „Ich bin so aufgehoben in dieser Arbeit!“ Ja, es klingt nicht nur, es ist überzeugend, wenn sie erzählt, wie die Schubladenwörter vor ihr ausgebreitet liegen: „Einige wollen sich haben, andere sich nicht vertragen.“ Es sind „gewöhnliche Wörter, die da anfangen zu knistern“. Kein einziges Wort entstammt einer literarischen Zeitung oder Zeitschrift, betont Müller – und so authentisch, wie sie auftritt, nimmt man ihr das sofort ab.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Im Literaturhaus Berlin wird bis zum 12. Oktober 2012 die Ausstellung mit Collagen von Herta Müller unter dem Titel „Vater telefoniert mit den Fliegen“ gezeigt – eine Ausstellung zum soeben beim Hanser Verlag erschienenen gleichnamigen Band.

Die Nazis wollten sie nicht haben

Und haben sie ja auch nicht verdient: Bilder verfemter Künstler aus der Sammlung von Thomas B. Schumann in Schloß Cappenberg

Dem eifrigen Sammler Thomas B. Schumann aus Hürth bei Köln ist eine Wiederbegegnung mit Künstlern zu verdanken, die in der Nazizeit unbeliebt waren oder verfolgt wurden. Viele von ihnen waren in Deutschland vor ihrer Diffamierung geachtet und geehrt.

Das Kulturamt des Kreises Unna stellte Schumann bis zum 7. Oktober zwei Etagen im Schloß Cappenberg, dem ehemaligen Wohnsitz des Freiherrn vom und zum Stein, zur Verfügung, wo er zumindest 180 Stücke aus seiner großen Sammlung von insgesamt ca. 500 Gemälden zeigen kann. Welche Fülle an Farben und Formen und Ideen präsentieren sich uns hier! Verdammt dazu, vergessen zu werden – wenn es nach dem Willen der Nazi-Verantwortlichen gegangen wäre.

Schauen wir uns um in den großen Sälen dieses alten Schlosses mit jahrhundertealter Vergangenheit: Charlotte Berend-Corinth ist mit fünf leicht hingetupften Aquarellen vertreten und einem klassischen Stilleben. Von Milein Cossman, hochbetagt heute in London lebend und immer noch tätig, sind vor allem unnachahmlich gekonnte Federzeichnungen zu sehen – Porträts von Elias Canetti oder Erich Fried, jedoch auch Situations-Beobachtungen in Ölpastellkreide, eine Arbeit in Öl von St. Tropez aus dem Jahre 1965, ein Gemälde ihres Ehemannes Hugo Cossman in seinem Garten in Oxford. In der Federzeichnung „Volksredner“ von Alfred Lomnitz aus dem Jahr 1934 ist unschwer die demagogische Gestalt eines volksverdummenden Redners jener schicksalhaften Jahre zu erkennen – nachvollziehbar, warum man einen solchen Künstler nicht haben wollte. Käthe Löwenthal dagegen mit ihren romantischen Landschaftsbildern aus

den 20er Jahren – warum paßte sie nicht in den Geschmackskanon jener Zeit? Oder Julius Wolfgang Schüle in mit seiner mediterranen Stadtansicht (um 1920) und der von Salzburg und Baden-Baden? Heute schier unbegreiflich, welche Talente in dieser kurzen Zeit der Diktatur der NSDAP nicht ins Kunstgeschehen passen sollten. Auch so bekannte Maler wie József Bató (geboren 1888 in Budapest) sind unter den Ausgestellten, Rudolf Bauer aus Lindenwald in Schlesien, Erich Klossowski aus Ragnit in Ostpreußen oder Bruno Krauskopf aus Marienburg in Westpreußen.

So geht man benommen von Saal zu Saal, staunt, erinnert sich und sieht sich am Ende

Wie man es dreht und wendet – es verdreht einem den Kopf: Albert Reuss, Kunstkritiker
Bild aus der Ausstellung



in der gleichen Pose wie der „Kunstkritiker“ von Albert Reuss, der begreifen möchte und nicht begreift.

Eine große Liebe scheint der Sammler Thomas B. Schumann zu der Familie Spiro zu hegen, gleich drei Generationen sind mit Bildern vertreten: als erster Eugen Spiro, geboren in Breslau und seit 1924 Präsident der Vereinigten Künstlerverbände und Professor an der Berliner Staatlichen Kunstschule. 1933 legte Spiro nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten seine Ämter nieder und ging nach Paris, später nach New York. Sohn Peter Spiro, mit dessen „Knaben-

bildnis am Strand“ aus dem Jahre 1929 der Sammler seine Leidenschaft für diesen Künstler und seine Familie entdeckte, lebt und malt noch heute in London. Das Ölbild „Am Fluß Arun“ der Enkeltochter Elisabeth schmückt das Cover des sehr gut gemachten und mit seinen 24 Euro außerordentlich preisgünstigen Katalogs.

In der gleichzeitigen Ausstellung der Bücher aus der Sammlung „Memoria Thomas B. Schumann“ kann man Parallelen zur Literatur und den Biographien jener schicksalhaft traurigen Zeit ziehen.

Erika Kip (KK)

Die Ehrlichkeit des Bildes

Bei Reinhardt Schuster fordert sie unsere eigene heraus –
zumal die jene uns selbst gegenüber

Die große Einzelausstellung unter dem Titel „Farbklänge – Klangfarben“ des aus dem siebenbürgischen Brenndorf stammenden Malers Reinhardt Schuster im Yehudi-Menuhin-Forum Bern, initiiert von Dr. Christoph Jacobs und unter der Schirmherrschaft von Peter Gottwald, dem Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in der Schweiz, verdient mehrfach Beachtung. Eingebettet in die „1. Berner Sommerserenaden“ und am Vorabend des Auftritts der weltweit bekannten Klarinetistin Sabine Meyer mit dem Trio di Clarone eröffnet, darf die Ausstellung als integrativer Teil der anspruchsvollen Veranstaltungswoche des Berner Yehudi-Menuhin-Forums gelten. Die gelungene Einbindung in das Programm ist vor allem Werner Schmitt, dem Leiter des Forums, zu verdanken. Die musikalische Umrahmung der Vernissage bestritt das Bläserquintett „L'Harmonie Nouvelle“, das auf historischen Instrumenten des 18. und 19. Jahrhunderts Werke von Gioacchino Rossini, Anton

Reicha und Louis-Emanuel Jadin aufführte.

Reinhardt Schuster zeigte in seiner Berner Ausstellung vorwiegend neuere und neueste Arbeiten, die mit der ihm eigenen Expressivität an Formen und Farben beeindruckten und, wie Dr. Christoph Jacobs hervorhob, auch den Möglichkeiten nachspüren, „Musik gewissermaßen über gestaltete Farbe zu vermitteln“. Wer mit dem Werk des Künstlers vertraut ist, fand in Bern bestätigt, wie vielfältig Musik und Musikalität in Schusters Gemälden vorkommen und sich zu einer Sonorität der Komposition verbinden. Besonders offensichtlich wird das in seiner uns bereits bekannten großen Wandgestaltung „Una fantasia quasi instrumentale“ in der Musikschule in Bonn-Poppelsdorf, wo sich musikalische Teilstücke um ein zentrales Paneel gruppieren und einen optischen Akkord ergeben.

In Bern überraschte der Künstler mit einer neuen „musikalischen“ Assemblage, die als

plastisch gestaltete Idee die besondere Aufmerksamkeit der kunstsinnigen Besucher erregte (denen zum guten Teil Reinhardt Schuster und sein Werk aus früheren Ausstellungen bekannt sind). In diesem „Wohltemperierten Tastenbild“ verbindet der Künstler farblich und figürlich aufeinander abgestimmte Fund- und Versatzstücke zu einer originellen Komposition. Klaviatur und Klangkörper, Pedale und Register beziehen Historisches und Gegenwärtiges ein – sind Kunst in Kunst. Die Anordnung der Bildelemente verweist auf die bewegte Gesetzmäßigkeit in der Kunst und wohl auch auf jene gewisse Gelöstheit, die uns das schöne deutsche Wort vom „Spielen“ eines Instruments vermitteln will.

Die zahlreichen großen und kleinformatigen Malereien, die Reinhardt Schuster in seiner Berner Ausstellung zeigte, können als aktualisierter Querschnitt seiner Kunst gelten, die ja eher in ihrer Kontinuität überzeugt als in der Suche nach neuen Ausdrucksformen und angepaßten Themen. Die Landschaft, das Porträt oder das Genrebild kommen in seinem Werk ohnehin nicht vor – unübersehbar aber die Natur als Element, der zeitgeschichtliche Hintergrund, Architektur und Schrift, der Mensch als Gestalter und mit ihm die erlebte Gegenwart. Vegetative Elemente stehen neben monumentalen Portalen, orientalische Ornamentik neben kalkulierter Geometrie. Das alles äußert sich nicht in einem imaginären Raum. Was Reinhardt Schusters Arbeiten auszeichnet, ist gerade die Sensibilität für das Heute mit seinem Sinn und Widersinn, seiner Bedrohlichkeit und Offenbarung.

Es scheint, als sei der Künstler mitunter dem Ereignis intuitiv einen Schritt voraus. In Bern schloß dieses visionäre Gespür an die jüngste wissenschaftliche Sensation an, nämlich an die Entdeckung des so schön als „Gottesteilchen“ bezeichneten Elementarteilchens im schweizerischen Cern. Ein nur wenige Tage vorher entstandenes Bild Schusters zeigt verblüffende Ähnlichkeit mit der in der Presse veröffentlichten Skizze zur Verdeut-



Wie das Schöne liegt auch das allfällige Ungenügen im Auge des Betrachters

Bild: der Künstler

lichung des Higgs-Bossons. „Klein Cern“ nennt der Künstler sein Bild, wobei die leichte Selbstironie im Unterton nicht zu überhören ist. Gewitzt beschränkt sich Reinhardt Schuster auf die Bemerkung, daß in seinem Bild anstelle von Protonen Farbteilchen aufeinander prallen, die der Wissenschaft zwar nicht weiterhelfen, aber ein Bild nach seinem Sinn ergeben und somit den gedachten Zweck erfüllen.

Das macht „Klein Cern“ wie jedes andere Bild des heute in Bad Godesberg ansässigen Künstlers auf besondere, in gewisser Weise abenteuerliche Art erlebbar. Wir sehen: Denken muss nicht immer anstrengend sein und schon gar nicht verkniffen. Das Bild „Klee-blättrig“ wagt leichtfüßig ein hintergründiges Wortspiel, der Titel „Britischer Unfall“ äußert entdramatisiertes westliches Unbehagen, und was uns mit „Ziemlich Chinesisch“ mit auf den Weg gegeben wird, darf wohl jeder mit sich selbst ausmachen. „Dieser Künstler“, schrieb der Kölner Kunstkritiker Günther Ott in einem 1993 erschienenen Katalog, „bildet die äußere Wirklichkeit nicht ab, sie ist Wirklichkeit.“ Immer geht er von einer konkreten Situation aus, vom Erlebten und Erduldeten, aber er setzt es nicht vordergründig um. Er malt nicht das Ereignis, sondern die daraus abgeleitete Vision. Alles mündet in sein Bekenntnis zur Ästhetik, zum Bild. Wenn es gut ist, kann es im Zu-

sammenwirken von Form und Farbe nicht anders sein. Es gibt keine Alternative.

Das führt zur eher ungewöhnlichen Forderung nach der Ehrlichkeit des Bildes, die auch in Bern spürbar war. Nirgends eine Ausleihe anstelle einer Idee. Vor allem kein „So – oder auch anders“. Schuster verzichtet auf die dritte Dimension und ebenso auf das Wechselspiel von Licht und Schatten. Seine Sensibilität äußert sich eher über den Verstand, das heißt: Sie geht nicht mit ihm durch. Seine Botschaft ist keine Verheißung und schon gar keine Verklärung. Sie sucht den Dialog und verweigert sich der Sentenz. Bilder wie „Strahlendes Material“ oder „Geseitertes Experiment“ sind nicht als Anklage oder Protest aufzufassen, vielleicht nicht einmal als unterschwellige Sorge. Der Künstler stellt hier nicht eine Frage an die Mächtigen, also an die Entscheidungsträger, sondern vor allem die Frage an alle, wie und ob wir uns – jeder für sich und alle gemeinsam – in einer Zeit einrichten, für die alle Rückgriffe auf die bisherige Welterfahrung wesenlos geworden sind. Die Frage danach, ob unsere Kultur und Moral für den Umgang mit dem ausreichen, was sich als kaum noch beherrschbar herausstellen könnte.

Reinhardt Schuster entwirft kein Horror-szenario – er ist nie laut oder aggressiv. Er geht vom Denken aus und traut das auch dem Betrachter seiner Bilder zu. Wenn viele denken, sind weniger verführbar, und wenn viele wach sind, ist die Angst geringer. Dennoch will Reinhardt Schuster nicht mobilisieren. Seine Bilder sind nicht ein Aufruf an das Gewissen der Menschheit. Eine Schlüsselaussage zu seinem künstlerischen Werk verdeutlicht, daß es ihm nie um die Illustration eines Ereignisses oder eines Zustands zu tun ist, sondern vorwiegend um dessen malerische Umsetzung. Seine Kunst relativiert die Wirklichkeit. Denn längst schon ist die uns beherrschende Wissenschaft nicht nur in Teilbereichen unvorstellbar geworden. Und so geschieht es, daß wir, die den zagen Umgang mit der Elektrizität gerade noch einigermaßen hinbekommen, deswegen nicht gleich auf mehr Licht hoffen dürfen.

Die Kunst freilich muß das nicht kümmern. Es ist, wenn der Vergleich gestattet ist, wie mit Christi Himmelfahrt: Sie ist nicht vorstellbar und wurde doch gemalt. Vielleicht gerade deshalb.

Franz Heinz (KK)

Wie geschaffen

So erschien vor 100 Jahren nicht nur der Nobelpreis für Gerhart Hauptmann, sondern auch dieser für jenen, zeigt Haus Schlesien

„Gerhart Hauptmann ist eine Persönlichkeit von faszinierend unterschiedlichen Geistes- und Wesenszügen, tief geprägt durch die Liebe zu seiner Heimat Schlesien. Heute befassen sich Deutsche und Polen, alte und neue Schlesier, mit diesem großen Deutschen, der auf seine ganz eigene Art einen europäischen Beitrag zur Weltliteratur geleistet hat“, betonte Dr. Thomas Lindner, Referatsleiter beim Beauftragten der Bun-

desregierung für Kultur und Medien, bei der Vernissage der Ausstellung „Der Dichter der Menschlichkeit. 100 Jahre Literaturnobelpreis für Gerhart Hauptmann“ im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott.

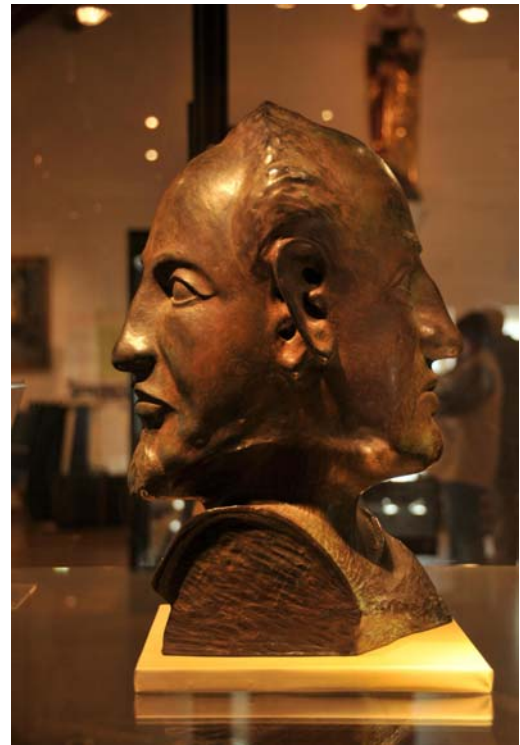
Haus Schlesien hat den 150. Geburtstag von Gerhart Hauptmann und seine Auszeichnung mit dem Literaturnobelpreis vor 100 Jahren zum Anlaß genommen, eine Sonderaus-

stellung zu Leben, Werk und Wirken des schlesischen Schriftstellers auszurichten. Nach Auskunft von Nicola Remig, der Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde, ist es die einzige Präsentation deutschlandweit, die sich im Jubiläumsjahr ausführlich dem Dichter widmet.

Wer bis Mitte Februar 2013 die kulturelle Einrichtung in Königswinter-Heisterbacherrott besucht, hat die Möglichkeit, gleich zwei Ausstellungen zu besichtigen, in denen es um Gerhart Hauptmann und sein Umfeld geht. Die Gastausstellung „Agnietendorf auf alten Postkarten“ wurde ebenfalls Anfang September von Julita Izabela Zaprucka, Direktorin des Gerhart-Hauptmann-Museums in Jagniatkow/Agnietendorf, eröffnet.

Die Kuratorin Dominica Triendl hat gemeinsam mit dem Museums-Team die Exponate für die hauseigene Hauptmann-Ausstellung zusammengetragen. Die beeindruckende Vielfalt der seltenen Ausstellungsstücke ist nicht zuletzt auf die gute Zusammenarbeit mit institutionellen und privaten Leihgebern zurückzuführen. So etwa stammt eines der wichtigsten Exponate – die Original-Nobelpreisurkunde, die Gerhart Hauptmann im Jahre 1912 in Stockholm verliehen wurde – aus den Beständen der Staatsbibliothek zu Berlin, die den Nachlaß Hauptmanns bewahrt. Schwerpunkte sind unter anderem die Darstellung von Hauptmanns Beziehungen zu drei wesentlichen Frauenfiguren, die sich auch in seinem Werk niederschlagen, eine Auswahl von wichtigen Lebensstationen sowie seiner politische Einstellung gegenüber den Wechselfällen der Geschichte.

Der im Jahre 1862 in Obersalzbrunn/Schlesien geborene und 1946 in Agnetendorf in Schlesien verstorbene Dramatiker und Schriftsteller gilt als einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Naturalismus. Seine sozialkritischen Dramen sind fester Bestandteil der deutschen Schauspiel-landschaft. In der Ausstellung werden zahlreiche Hintergrundinformationen zur Entste-



So streng waren sie einander gegenüber wohl nicht wie hier beim zwei- und vielseitigen Ausblick auf die Welt: Thomas Reimann, Januskopf der Dichterbrüder Carl und Gerhart Hauptmann Bild: der Autor

hungsgeschichte und zur Rezeption von gesellschaftskritischen Dramen – z. B. „Vor Sonnenaufgang“ und „Die Weber“ – vermittelt.

Der Besucher kann sich einen guten Überblick über die bedeutendsten Lebens- und Schaffensetappen des in Deutschland bekannten und in ganz Europa beachteten Literaten Gerhart Hauptmann verschaffen. Anhand von mehreren Büsten, Porträts und Grafiken wird die Person des Dichters dargestellt. Zu sehen sind u. a. Hauptmann-Büsten von dem gebürtigen Beuthener Bildhauer Thomas Myrtek, von Cirillo dell'Antonio und der Januskopf Gerhart & Carl Hauptmann von Thomas Reimann. Die Sammlung Salem hat für die Sonderausstellung farben-

frohe Aquarelle von Walter Eberhard Loch zur Verfügung gestellt, die als Illustrationen zu bekannten Hauptmann-Werken entstanden sind. Erstausgaben vieler Hauptmann-Werke sowie Manuskripte, Dokumente und Fotografien sind in separaten Vitrinen ausgestellt. Eine besondere Leihgabe ist das mit dem Sonderzug aus Agnetendorf gerettete sogenannte Muttersofa, in das sowohl Gerhart als auch Margarete Hauptmann nach ihrem Tode gebettet wurden.

Ein interessantes Exponat, das Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbindet sowie die grenzüberschreitende Hauptmann-Rezeption veranschaulicht, ist die Sonderpostkarte der polnischen Post, die im Jubiläumsjahr 2012 herausgebracht wurde. Die Postkarte entstand im Rahmen eines Schülerwettbewerbs, bei dem sich die Teilnehmer künstlerisch mit der Gestalt Gerhart Hauptmanns und seinem Werk auseinandergesetzt haben. *Dieter Göllner (KK)*

KK-Notizbuch

Dank der Bemühungen des **Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren** und seiner Leiterin Lucie Cernohousova wurden am Prager Graben, am Haus der früheren deutschen Schule, die **Rainer Maria Rilke** besuchte, eine **Gedenktafel und eine Büste des Dichters** enthüllt. Der Besitzer des Geburtshauses in der Heinrichstraße (Jindriška) hatte die Anbringung verweigert. Finanziert wurden Büste und Tafel weitgehend vom Magistrat der Stadt Prag.

Vom 27. bis zum 30. September lädt der Wangener Kreis – Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ e.V. in Verbindung mit der Stiftung Kulturwerk Schlesien und der Stadt Wangen im Allgäu zu den **62. Wangener Gesprächen** mit Ausstellungen und Lesungen sowie der Verleihung des **Eichendorff-Literaturpreises** an den Schweizer Erzähler **Catalin Dorian Florescu**.

Am 4. Oktober 2012 veranstaltet der **Landesbeauftragte für Heimatvertriebene und Spätaussiedler** im Braunschweigischen Landesmuseum eine Tagung zum Thema „**Heimatsamm-**

lungen in Niedersachsen – Erinnerungskulturen auf dem Weg zum Museum?“ mit namhaften Referenten. Beginn ist um 10 Uhr. Der Programmflyer ist auf der Internet-Seite des Aussiedlerbeauftragten Niedersachsen zu finden.

Die Ausstellung des **Ostpreußischen Landesmuseums** Lüneburg, **Rominter Heide. Wald der Sehnsucht einst und heute**, zeigt eindrucksvolle Tier- und Landschaftsfotografien aus einem einzigartigen ehemals ostpreußischen Waldgebiet im Lauf der Jahreszeiten. Die aktuellen Bilder wurden aufgenommen von Dr. **Aleksey Sokolov**, Leiter des Naturkundlich-historischen Museums Wytiter Höhen in Krasnolesje. Ihnen gegenübergestellt werden historische Farbaufnahmen aus der Zeit um 1940 von Dr. **Otto Steinfatt** (1908–1947), dem örtlichen Leiter der Waldstation für Schädlingsbekämpfung im damaligen Jagdhaus Rominten.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. *(KK)*

NEUE ADRESSE

Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
ist unter ihrer **neuen Anschrift** zu erreichen:

**Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter,
Telefon 02223/9066011/-2, Fax -8**

sowie unter:

www.kulturportal-west-ost.eu

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich
erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die
Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich
nach Erhalt der Rechnung. Das Abonne-
ment ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 0 22 23 / 9 06 60 11/-2

Telefax -8

E-Mail georgaescht@arcor.de